



N12<527050809 021



ubTÜBINGEN



ubTübingen

AGRISSHABER
Buchbinderei
TÜBINGEN
Tel. 529

28.5.26
Jahrbuch des Evang. Vereins

für

westfälische Kirchengeschichte

Siebenundzwanzigster Jahrgang 1926



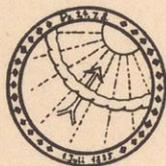
Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Gh 4267 8° 1



Jahrbuch des Evang. Vereins
für
westfälische Kirchengeschichte

Siebenundzwanzigster Jahrgang 1926



Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh



Gh 4261

Inhaltsangabe.

	Seite
Drei Predigten aus dem Jahrhundert der Reformation. Von Prof. D. H. Rothert, Münster	5
Die Entstehung des Heliand. Von F. Böckelmann, Studienrat a. D., Herford	32
Westfalen an der Universität Duisburg. Von Pastor D. theol. W. Kotscheidt in Essen-West	45
Freiherr Ludwig von Vincke. Von Pfarrer Stenger in Mengede .	54
Bücherchau	71

Verzeichnis

1	Einleitung
2	Die Bedeutung der Arbeit
3	Die Aufgaben der Arbeit
4	Die Verantwortung der Arbeit
5	Die Freude an der Arbeit
6	Die Würde der Arbeit
7	Die Freiheit der Arbeit
8	Die Gerechtigkeit der Arbeit
9	Die Solidarität der Arbeit
10	Die Zukunft der Arbeit

Drei Predigten aus dem Jahrhundert der Reformation.

Von Professor D. S. Rother, Münster.

Die Reformation ist aus dem Worte, dem Worte Gottes, herausgeboren. Dieses Wort war der lebendige Same, aus dem sie hervorwuchs und immer neu ihr innerliches Leben erhielt und war zugleich die Norm, die ihr die Wege ihrer Entwicklung wies, und die Waffe, mit der sie kämpfte. Es ist über die Maßen groß, wie sie auf die geistige Kraft des Wortes vertraut: sie lehnt alle Waffen fleischlicher Ritterschaft ab und getraut sich, mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, des Herrn Kriege zu führen. Sie erweist darin auch ihren echt deutschen Charakter, dem die innerliche Überwindung des Gegners höher steht als die äußerliche, die auf dem Wege der Gewalt geschieht, dem überhaupt die innerliche Welt eben die Welt ist.

Handelt es sich für die deutsche Reformation also um die Entbindung und Freimachung der im Worte Gottes vorhandenen Kräfte, so ist es klar, daß hier die Predigt des Wortes eine andre Bedeutung bekommen mußte, als sie in der mittelalterlichen Kirche gehabt hatte. Durch sie erst bekommt die Kanzel ihren festen Standort im Mittelschiff der Kirche. Von ihr heißen die evangelischen Geistlichen der Reformationszeit „Prädikanten“; um ihretwillen stiften fromme Herzen nicht mehr dem Altar eines Heiligen wie bisher ihre Vermächtnisse, sondern dem „Predigtstuhl“. Vor ihr trat der liturgische Kultus immer mehr zurück, um in den Tagen der Aufklärung abzusterben und der Predigt allein das Feld zu überlassen.

Es kann doch kein Zweifel sein, daß dieses Absterben des liturgischen Moments in unsern Gottesdiensten, wie es in den Zeiten des „Vernunftglaubens“ geschah, eine große Einbuße bedeutet. Es ist die höchste Zeit, daß das Gleichgewicht zwischen Anbetung und Predigt wiederhergestellt wird. Immerhin muß die Predigt ihr Gewicht behalten. Wie sie der Hauptbahnbrecher

evangelischen Christentums in der Heldenzeit der Reformation war, so fällt ihr in dieser Zeit eines kläglichen Niedergangs wieder eine Hauptaufgabe zu. Es dürfte von Interesse sein, die Art der damals in Westfalen gehaltenen Predigten näher kennen zu lernen. Vielleicht geben sie uns einen guten Einblick in jene Zeit und Winke für unsere Zeit.

Bekanntlich darf man für die Schilderung des religiös-sittlichen Lebens einer Zeit das Predigtmaterial nur mit Vorsicht heranziehen. Der Zweck der Predigt ist ja nicht, der Zukunft Stoff zur Darstellung ihrer Zeit zu bieten, sondern der Gegenwart zu dienen. Sie muß alle Mittel gebrauchen, die ihr bei ihren Hörern Eindruck versprechen. Eifrigen Predigern wird es daher leicht geschehen, daß sie die Zustände ihrer Zeit in dunklerem Lichte sehen und schildern, als etwa die der volkstümlichen „guten alten Zeit“. In der Predigtliteratur aller Zeiten kehrt die Behauptung wieder, so schlimm wie zur Zeit des Redners habe es mit dem religiös-sittlichen Leben noch nie gestanden. So sagt Westermann in seinen Lippstädter Katechismuspredigten,¹⁾ „seit den Zeiten Noäh ist die Jugend noch nie so boshaftig und unschämlich — schamlos — gewesen,“ wie eben damals.

Bei aller Vorsicht in Beurteilung und Verwertung des Predigtstoffes bietet er dennoch vieles, das zur Kenntnis ihrer Zeit von Wert ist. Die Predigt der ersten Reformationszeit ist naturgemäß eine andere als die der späteren Zeit. Sie muß sich mit dem Zwiespalt, der durch die Zeit geht, auseinandersetzen, die Notwendigkeit der Erneuerung aufweisen, für die neue Botschaft werben. Die Predigt des ausgehenden Reformationsjahrhunderts lebt dagegen längst nicht mehr so wie die der ersten Zeit vom dogmatischen Gegensatz. Der konfessionell-kirchliche Stand kann nur noch durch Gewalt geändert werden, wie dann der große Konfessionskrieg von 30 Jahren vor der Tür steht. Auf die Generation, der die „reine Lehre“ gepredigt werden mußte, folgt eine Generation, die andre Bedürfnisse hat. Sie muß zu den eigentlichen Quellen des religiösen Lebens geführt werden. Joh. Arnd, der Vorläufer des Pietismus, schreibt für sie sein „Wahres Christentum“ und beginnt die neue Art der Predigt.

¹⁾ 1525. Vgl. Knodt, S. 138.

Endlich ist auch von Interesse zu sehen, was von mittelalterlicher Art sich durch das Reformationsjahrhundert hindurch gehalten hat.

In Westfalen haben sich nicht eben viele Predigten bis heute hindurchgerettet, dennoch gibt es drei Predigten, die geeignet sind, nach diesen drei Seiten hin einen Beitrag zur Charakteristik unsres Landes zu geben. Die erste ist in Minden gehalten, die letzte in Soest, die mittlere aber stammt von dem größten evangelischen Prediger Westfalens, Philipp Nicolai.

Alle drei Predigten haben eine Eigentümlichkeit gemein, auf die man zunächst nicht achtet, obwohl sie bemerkenswert ist: sie liegen in hochdeutscher Sprache vor. Ob freilich die 1538 in Minden gehaltene Predigt wirklich hochdeutsch gehalten ist, scheint mir noch nicht entschieden. Freilich war ihr Verfasser ein Oberdeutscher, aber er kann die Predigt für den Druck in die Luthersprache übersetzt haben. Überraschend aber ist, daß Phil. Nicolai in Hamburg schon hochdeutsch gepredigt hat. Bei der letzten — der zu Soest 1623 gehaltenen — hat sich die hochdeutsche Kirchensprache durchgesetzt.

Die erste Predigt hat den Titel: Wie man die falschen Propheten erkennen, ja greiffen mag / Ein predig / zu Mynden inn Westphalen gethan / durch D. Urbanum Rhegium. Gedruckt zu Brunswick durch Anders Goldbeck M DXXXIX. (Jahreszahl steht auf dem letzten Blatt).¹⁾

Das Titelblatt bringt ein bezeichnendes Bild des Inhalts: Zwei Wölfe in geistlicher Kleidung — der eine wird durch die Überschrift als Canonicus, der andere als Monachus gekennzeichnet — haben ein Lamm gemeinsam in ihren Händen, um es zu zerreißen. Man glaubt die Blutspuren auf dem Erdboden zu erkennen. Darunter steht: Jeremia 10. Die Hirten sind zu Narren worden und fragen nichts nach Gott / darumb können sie auch nichts rechts leren, sondern zerstreuen die Herd.

Auch der Text beginnt mit einer künstlerischen Initiale. Durch Titelbild und Initiale beweist sich das Buch als Kind jener kulturell hochstehenden Zeit. Doch auch darin, was der heutige

¹⁾ Vgl. über Urb. Rhegius als Prediger: Gustav Wolf, Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte II, 1, S. 143.

Leser weniger angenehm empfindet, daß es nicht die Seiten zählt, sondern die Blätter, und daß es auch die Blätter mit Zuhilfenahme des Alphabets bezeichnet, auf einen Bogen von vier Blättern jedesmal einen Buchstaben verwendend. (Daß dadurch Verwirrung entstehen kann, beweist mein Exemplar, in dem der Buchbinder den Buchstaben F verbunden hat.)

Anton Gottfried Schlichthaber, Pastor an St. Simeon in Minden um 1750, hat diese Predigt neu drucken lassen in „Das evang. luth. Mindische Prediger-Gedächtnis, in 5 Teilen vorgestellt“. ¹⁾ Er läßt eine Biographie von Urb. Rhegius vorgehen, die sich genau an die Berichte des Sohnes Ernst Rhegius über seinen Vater anschließt. Danach soll Rhegius die Übersetzung des eigentlichen Namens „König“ sein. Nur die Demut habe zu solcher Verschleierung des Namens geführt; um die Spur noch mehr zu verwischen, sei das „h“ in den Namen aufgenommen. Dabei weist Schlichthaber auf „die Dummstolzen“, die etwa die Schulklassen durchgelaufen, nicht mehr Haber, Schmidt, Schneider wie ihre Vorfahren, sondern Avenarius, Faber, Sartorius heißen wollen. ²⁾ Aber Schlichthaber irrt mit dieser Angabe; denn der deutsche Name ist nicht König, sondern Rieger. Urb. Rhegius (1489—1541) ist in Langenargen am Bodensee wahrscheinlich als Sohn eines Priesters geboren. ³⁾ Er besuchte die Schule in Lindau und war dann Schüler Eck's, des bekannten späteren Gegners Luthers, auf der Universität Freiburg im Breisgau und bald darauf in Basel. Als Eck 1510 wegen eines Konflikts mit der akademischen Behörde Basel verließ und nach Ingolstadt ging, folgte ihm Rhegius „nicht ganz freiwillig“ dorthin. ⁴⁾ Darauf bezieht sich wohl die Notiz Schlichthabers, daß Rhegius „aus kindlicher Liebe den Eck in einem carmine fast mit Gefahr seines Lebens verteidigt habe“. ⁵⁾ Eck vergalt ihm seine Treue. Denn als Rhegius sich in Ingolstadt in einer Stunde der Not als Landsknecht gegen die Türken anwerben ließ, befreite ihn Eck durch seine Fürsprache von dem voreiligen Versprechen. Luthers Auftreten brachte dann eine Entfremdung zwischen beiden. In längerer

¹⁾ Teil I, bei Strieder in Rinteln verlegt, 1749.

²⁾ a. a. D. S. 2, Anm. c. ³⁾ Tschackert, Realencykl. 16, 734 ff.

⁴⁾ Tschackert a. a. D. S. 734. ⁵⁾ a. a. D. S. 7.

theologischer Entwicklung trat Rhégius immer mehr auf Luthers Seite; wurde er noch als Katholik zum Domprediger in Augsburg berufen, so stellte er bald seine ganze Kraft in den Dienst der Reformation, und zwar der deutschen. Er schloß sich Luther an. Aber auch hier hat er eine längere Entwicklung durchgemacht, nicht ohne eine Zeitlang sich Zwingli zuzuneigen. So konnte er von sich sagen¹⁾: „Ich bin tiefer im Papsttum gesteckt als dieser Dorfpfaffe; ich habe aber erfahren, worin ich gesteckt bin. Ich habe auch wohl andre Anfechtungen gehabt, aber sie sind durch Gottes Gnade verschwunden. Ich habe nicht in plötzlichem Affekt, sondern nach reiflicher Erwägung diesen Weg der Lehre betreten und das damals, als ich, schon einige Jahre Doktor, die scholastische Theologie und die Väter eben nicht im Traum gelesen habe.“ Am Ziele angekommen kann er seine Stellung so bezeichnen²⁾: „Die Kurtisanen sagen, es ist aus mit dem Luther; aber da wird nichts aus. Der Luther hat das ganze Land voll Jünger. Das Evangelium muß herfür; dabei wollen wir Leib und Leben frisch und fröhlich wagen.“ Von dem Tage aber, den er bei Luther auf der Koburg zubrachte, urteilte er: *illo die mihi nullus in vita fuit jucundior*,³⁾ dieser Tag war mir der schönste Tag in meinem Leben. Von Augsburg geht er auf Wunsch Herzogs Ernst des Bekenner mit ihm nach dem deutschen Norden, wo er von Celle aus als lüneburgischer Generalsuperintendent eine weitreichende und bedeutame Tätigkeit bis tief nach Westfalen hinein entfaltet. In den Reformationsbewegungen der Städte Soest, Lemgo, Minden, auch Herford,⁴⁾ hat er mitgewirkt. Vor allem griff er in die Wirren des Münsterischen Läufertums ein. Im Jahre 1535 schrieb er eine „Widderlegung der Münsterischen neuen Valentinianer“, die Luther bevorwortete.⁵⁾ Rothmann quittierte

¹⁾ Realencykl. 16, 735. ²⁾ Realencykl. 16, 736. ³⁾ Schlichthaber S. 30.

⁴⁾ Vgl. Schlichthaber, Mindisches Predigergedächtnis I, S. 46.

⁵⁾ Erl. Ausgabe 63, 331 ff. Der Osnabrücker Wichmann von Bramsche forderte den Urb. Rhégius zu dieser Schrift auf. (Schlichthaber, Mindisches Prediger-Gedächtnis 1749, I, 50. Vgl. noch eine zweite Schrift des Urb. Rhégius bei Schlichthaber a. a. O. S. 51). *Restitutio regni israelitici contra omnium seculorum chiliastos, imprimis tamen contra milliaris Monasteriensis*. Er dedizierte sie dem Wichmann von Bramsche. Vgl. dazu Hamelmann S. 1132, 1133 u. 1270. Sie richtet sich gegen die Rothmannsche Schrift: *Restitutio*.

über diesen Angriff in seiner letzten Schrift „Von erdlicher und teytliker Gewalt“. Im August 1538 rief ihn Gerd Demeken nach Minden; bei dieser Gelegenheit hielt er die vorliegende Predigt.¹⁾ Die Verhältnisse waren hier noch in voller Gärung, wie die Widmung der Predigt an Demeken beweist. Die „Thumbherren“ zu Minden standen der Reformation feindlich gegenüber. Da galt es, die evangelische Partei zu stärken. Deshalb folgt Rhégius auch der Bitte „guter Freunde“, die Predigt drucken zu lassen und zwar um „desto lieber, auff daß unsre zornigen Junckherren, die Thumbherren zu Mynden noch zorniger werden über ihren apostatam Rhégium, der vor XV Jahren zu Augsburg auch ihres Ordens gewesen ist“.

Rhégius dedizierte die gedruckte Predigt dem Demeken.²⁾ Druckexemplare der Predigt sind sehr selten. Schlichthaber³⁾ kennt nur noch drei Exemplare, von denen er selbst zwei besitzt. Löffler nennt nur noch ein Exemplar — das der Berliner Königl. Bibliothek.⁴⁾ Außerdem besitze ich eins. Julius Schmidt sah 1656 ein Exemplar in Rahden⁵⁾ und beschreibt es genau. Schlichthaber druckt diese Predigt in seinem Prediger-Gedächtnis wieder ab und zwar, wie er (S. 110) sagt, in polemischem Interesse gegen die Wölfe, die zu seiner Zeit die Herde Christi fressen. Er meint „die weltförmigen Prediger. Würde Urb. Rhégius, der vor solchen falschen Profeten vor 200 Jahren unsre Stadt so treulich gewarnet hat, noch leben, er würde solche Laulichte scharf anreden, wie er ehemals dem Rat zu Lüneburg zuredete: lieben Herren, es ist euch kein Ernst mit dem Evangelio. Solchen zur Warnung, den Rechtschaffnen zur Prüfung, den Irrlehrern und Unrechtlebenden nicht zur Verbittrung, sondern zur Beschämung und Besserung erscheinet nachfolgende Predigt aufs neue, und sonderlich den lieben Mindern, weil sie ihren Vorfahren gehalten worden, zur Befestigung in der wahren Lehre des Evangelii schenke ich dieselbe.“

Das Titelblatt des Abdrucks hat auch jenes Bild, auf dem ein canonicus und ein monachus ein Schäflein zerreißen. Der

¹⁾ Knodt, Gerd Demeken S. 130 ff.

²⁾ Hamelmann-Wasserbach 1315, Löffler II, S. 81.

³⁾ Mindisches Prediger-Gedächtnis 1749.

⁴⁾ a. a. D. II, S. 81, Anm. 3.

⁵⁾ Schlichthaber a. a. D. S. 108.

Buchschmuck, zumal der Initialen, ist vereinfacht.¹⁾ Die Rechtschreibung ist der späteren Zeit gemäß geändert. Erklärende Anmerkungen sind hinzugefügt. Am Schluß folgen die Reime:

Man will gern was Neues haben — Aufgewärmtes schmeckt nicht wol.
Wer will zeigen seine Gaben — stets was Neues bringen soll.
Dennoch bringe ich das Alte: — schmeckt dirs nicht, leg es an Seit.
Unrecht ist es, daß erhalte — das Andenken vor der Zeit
eines Lehrers, dessen Treue — Gottes Kirch erfahren hat.
Drum ichs billig jezt erneue. — Schau seine Glaubenstat usw.

Und nun ist die Predigt grobkörnig genug. Wir würden sie heute nicht gern ertragen. Aber sie ist ein geschichtliches Zeugnis und muß als solches gewertet und unsern Lesern zur Beurteilung unterbreitet werden. Dabei mag man immer die Zeit, in der sie gehalten wurde, im Auge behalten.

Der Text der Predigt ist das Evangelium vom 8. Sonntag n. Trin., das von den falschen Propheten handelt (Matth. 7, 15 ff.). Gewiß hat die Predigt den polemischen Charakter der Kontroverspredigt, aber sie verfolgt mit sachlichem Ernst ihr Ziel, in einer Zeit, in der niemand unentschieden bleiben konnte, die Entscheidung, im Sinne des Redners herbeizuführen.

Im Eingang setzt er sich mit der Behauptung auseinander die Kirche könne nicht irren. Deshalb müsse man bei ihr bleiben, wenn man auch das böse Leben der Geistlichkeit wohl kenne: „ei, sprechen die armen verführten Layen, es ist kein Pfarrherr so böß und ungelehrt, wenn man seiner Lehr folgt, so wird man fromm und selig.“ Aber Lehre und Glauben, d. h. der religiös-sittliche Stand eines Menschen, ständen in so engem Zusammenhang, daß man aus bösem Leben auf falsche Lehre schließen könne. Daß dieser Schluß richtig sei, weist der Redner an sechs Zeichen nach, die die Falschheit der Lehre beweisen.

An diesen sechs Punkten weist er nach, wie das opus operatum alles beherrsche. Es sei überall nur ein äußerlich Tun — bei Priestern wie bei Zuhörern. Nichts sei nötiger als eine völlige Wiedergeburt aus dem Geiste Gottes. Der christliche Glaube soll ein persönlich ergriffener Besitz, ein innerliches Leben voll Kraft und Erweisung sein.

¹⁾ z. B. das W auf S. 119 bei Schlichthaber.

Der erste Punkt ist, daß die Gegner „die Conscienz (Gewissen) mit Menschenfatzung verstricken“.

Hier zählt der Redner¹⁾ alle Kirchengebote und Gebräuche auf, die keinen göttlichen Befehl in der Bibel haben und deren Erfüllung doch die Vergebung der Sünde und die Seligkeit verdienen soll. „Von dem allen weiß Gottes Wort nichts, und doch hält man strenger darauf als auf offenbare Gottes Gebote. Aber eines Christen Conscienz soll allein durch Gottes Wort regiert und gelehrt werden.“ „Also erkennt man gewiß einen falschen Apostel und des Endchriſts Profeten bei der Lehr, denn sie lassen sich nicht an Gottes Wort begnügen, sie setzen davon und dazu und daneben und wollens besser machen denn Christus und die Apostel; sie wollen auch in der Conscienz regieren und richten, welches doch allein Gott zugehört. Sie machen Sünd, da keine ist und gute Werk oder Verdienst, da keines ist.“ „Also überhebt sich der Endchriſt, spricht Paulus, über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt.“ Er führt das alles in sehr deutlicher Sprache aus, die jene Zeit vertrug, die unsre wohl nicht. Der Schluß lautet: „Nu kann ein jeder Verständiger wol merken, welche Partei Menschenlehr beschirmt oder ansicht. . . Und das ist das I. Zeichen.“

Das zweite Zeichen ist „den heiligen Ehestand und Speise in Gleisnerei verbieten“. Dieses zweite Zeichen ist im ersten wohl schon enthalten, wird aber um seiner Wichtigkeit besonders besprochen.

Als drittes Zeichen gilt ihm, daß die falschen Propheten sich den Schein eines geistlichen Lebens geben und im Grunde doch fleischlich gesinnt seien.²⁾ Das konnte in jener Zeit nicht schwer sein nachzuweisen. Aber hier weist er auch die Meinung zurück, daß das sog. erbauliche Leben mehr und eher Gottesdienst sei als die treue Arbeit in den Pflichten des irdischen Berufs. Man habe „der Laien oder Handwerksleute Leben für ein weltlich unheilig Leben und Wesen gehalten“. „Wer hat doch einmal der Laien Werk auch etwas lassen für Gott sein? Daß ein Ratsmann im Ratsstuhl gesessen ist, hat helfen Gericht und Gerechtigkeit halten; ein Handwerksmann in seiner Werkſtatt gearbeitet, eine Magd des Viehs gewartet und also fort: das hat man für eitel

¹⁾ Bl. B III^b. ²⁾ Bl. F.

weltliche Werk gehalten. . . Man läutet keinem Handwerksmann ein Glocken zu seiner Arbeit; aber den Geistlichen zu ihrem Gebet und Psalmenjingen müssen Glocken und Orgeln klingen.“

Wie mußte bei diesen Worten den Handwerkern in der Stadt wie den Aekersleuten draußen sich ihr mühselig Tagewerk verklären! Und wie mußte es sie zu einer Lehre ziehen, der auch ihre Arbeit ein Gottesdienst war!

Das vierte Zeichen ist, daß „die falschen Profeten Sünd mit eignen Werken wollen büßen und Gottes Gnade erwerben“. „Sie richten sich selbst damit, indem sie einen otiosum Christum, einen müßigen Christum haben, der den Namen hat Erlöser und ist ihm sein Werk und Amt genommen.“¹⁾

Das fünfte Zeichen steht darin, daß die falschen Profeten Sekten aufrichten wider die Einigkeit der christlichen Kirchen, dadurch fromm und selig zu werden.²⁾ Das aber ist gerade der Vorwurf, den man gegen die Evangelischen erhob und noch heute erhebt. Darum geht der Redner näher auf die Geschichte des Papsttums ein. „Daß S. Peter in Rom gewesen ist, ist mit göttlicher Schrift nicht zu bewähren, doch ob er schon dagewesen ist, so hat der fromme Apostel sich keines weltlichen Gewalts und Prachtes hier angenommen,“ wie es die Päpste danach getan. Da hat der Teufel gelacht und sein Unkraut gesäet. Die aber wider das Unkraut stehen, sind nicht Kezer, sondern die rechten Glieder Christi. „Ja, sprechen sie, ihr seid die Lutrische Sekt; liebe Herren, Christus ist unser Haupt, der Luther ist ein Diener Christi, des Wort predigt er, darum hören wir Christum in ihm. Wir aber machen kein Rott, nennen uns auch nicht nach ihm. Ihr habt uns den Namen erdacht: wir wollen Christen sein; sehet, was ihr seid!“ . . Wir sind eins in Christo, in dem wir allzumal Einer sind und ist keine Zertrennung bei uns. „Kaiser und König in ihren güldnen Stücken, Edelleute in ihren seidnen Kleidern, Bürger in ihrer Kleidung, Bauern in ihren Joppen, eine Jungfrau in ihrem Kranz, eine Ehefrau im Schleier, ein Kriegsmann mit seiner Hellebarde — aber wer in Christum glaubt, der wird fromm und selig. Was aber habt ihr, Papisten, hie für mancherlei Spaltung und Sekten angefangen. Da haben sich erhoben alle

¹⁾ Bl. G III^b.

²⁾ Bl. H i.

die Mönchsorden, und ein jeder hat sich nach seinen Heiligen gerühmet und gemeint, er sei der beste, und haben sich von der gemeinen Christenheit abgefondert mit Wohnung und Kleidung. Dieweil sie sich von dem gemeinen Haufen abgetrennt haben mit dem Leib, mit Lehr und Glauben, so haben sie wahrlich ärgerliche, schädliche Sekten angerichtet.“¹⁾

Das sechste Zeichen ist, daß die falschen Propheten den Weg der Wahrheit lästern und Ketzerei schelten.

Endlich schließt der Redner mit der Vermahnung²⁾: „Wolan, ihr von Minden, habt nun das Cavete gehört, das Christus hier im Evangelio spricht, hütet euch! Gott hat euch sein heilsam Wort gesagt, das nehmet an mit Dankbarkeit. Das verleihe euch unser rechter Erzhirt Christus Jesus. Amen.“

Die Mindner aber urteilten über diese Predigt, wie Herzog Ernst der Bekenner von einer andern Predigt des Urb. Rhegius urteilte: Er predigte urbane et regie.³⁾

II.

Die zweite Predigt ist ganz anderer Art als die, von der bisher die Rede war. Es ist eine Predigt Philipp Nicolais. Wir dürfen ihn getrost als unsern westfälischen Landsmann ansehen, auch wenn er in Waldeck geboren ist. Seine Eltern sind beide echte Märker, er selbst war Pastor in Herdecke und Unna und hat in Unna sein bestes Buch geschrieben, den Freuden Spiegel des ewigen Lebens, und dieses Buch hat er gewidmet seinen „großgünstigen Freunden, Bürgermeister und Rat der ehrenreichen Stadt Soest“. So entstammen auch seine beiden Lieder, der König und die Königin des evangelischen Kirchenliedes, der roten Erde. Aber eine Predigt aus seiner westfälischen Zeit besitzen wir nicht von ihm: wir müssen uns begnügen mit den in Hamburg gehaltenen und dort veröffentlichten Predigten.

Er galt als einer der ersten evangelischen Prediger seiner Zeit. Schon nach Unna wurde er als ecclesiastes, Stadtprediger, gerufen, dem im Unterschied von den andern Geistlichen die Predigt als besondere Aufgabe oblag. In Hamburg sammelte er eine zahlreiche Gemeinde unter seiner Kanzel.⁴⁾ Man nannte ihn

¹⁾ Bl. J². ²⁾ Bl. K³. ³⁾ Beste, Kanzelredner I, 106.

⁴⁾ Curze, Leben Phil. Nic. S. 202, Anm. XX, magna frequentia docuit.

alter Chrysostomus, den andern „Goldmund“.¹⁾ Sein Kollege Dedeken an der Katharinenkirche sagt von ihm: „Die göttliche Majestät hat ihm einen großen Zentner betrauet.“²⁾ Auch die fürstlichen Frauen von Ostfriesland und von Braunschweig — es waren Prinzessinnen von Schweden und von Dänemark — luden ihn zu Predigten auf ihre Schlösser.

Veröffentlicht sind nur wenige seiner Predigten. Er selbst ließ in Hamburg „drey Predigten von der englischen Schildwacht“ drucken.³⁾ Sein Kollege Dedeken gab nach seinem Tode acht Predigten von ihm aus der Oster- und Pfingstzeit und zwanzig Predigten über die fünf ersten Kapitel der Offb. Joh. heraus. Beste hat in seinem Werke „Die bedeutendsten Kanzelredner der lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts“⁴⁾ die beiden Predigten von Quasimodogeniti und Jubilate⁵⁾ wieder abgedruckt. Hier aber soll näher eingegangen werden auf eine Predigt, die Nicolai in Winsen vor der Herzogin Dorothea von Braunschweig gehalten und dann „auf vielfältiges Anliegen“ in den Druck gegeben hat. Der aus den pietistischen Streitigkeiten bekannte Hamburgische Pastor Joh. Friedr. Mayer hat sie 1707 seiner Neuausgabe des Freudenspiegels als Anhang beigelegt.

Ehe wir näher auf sie eingehen, sei aus den von Beste veröffentlichten Predigten einiges angezogen, was den Prediger Nicolai kennzeichnet. Da heißt es⁶⁾: „Ein Diener des Evangeliums soll nicht ungebetet auf die Kanzel gehen. Er soll seine vorhabende Predigt dem Heiligen Geiste mit ernster Anrufung im Gebete befehlen und sprechen: Mein lieber Gott, du hast vor Zeiten manchmal und auf mancherlei Weise geredet zu den Vätern durch die Propheten; du hast deinem Knechte David gewißlich auf der Zungen gefessen, du hast auch der Apostel Zungen feurig gemacht — ich bitte dich, du wollest auch meinen Mund durch deine ausgerechte Hand rühren, wie du des Propheten Jeremias Mund gerührt hast. Komm Herr, dreieiniger Gott, laß mich deinen Tempel und Wohnung sein. In deinem Namen predige ich, das Wort ist dein, dein ist das Reich und dein ist die Ehre. . .“

1) Curze a. a. D. S. 203. 2) Curze a. a. D. S. 202.

3) Erfurt 1604. 4) Dresden 1886, III, S. 46 ff.

5) nach Dedeken. 6) Beste III, S. 59.

Aber Nicolai bittet auch seine Zuhörer, ihrerseits für den „Mundboten des Herrn Zebaoth“ zu beten: „Tue auf seine Lippen, daß dein Wort nicht unfruchtbarlich gepredigt werde. . .“ „Wenn zu beiden Seiten mit solchen Gebetlein das Himmelsglöcklein geläutet wird, dann ist kein Zweifel, Gott bläset mit seinem Odem Prediger und Zuhörer an: accipite spiritum sanctum, nehmet hin den Heiligen Geist.“

Und wie weiß Nicolai die Not angefochtener Seelen zu schildern. Da ist „canicula conscientiae“ das schreiende Hündlein des Gewissens erwacht¹⁾ oder „Gott stellt sich fremd zu der Seele, sei es, daß er kommt wie in einer Sturmhaube feindlichen Angesichts in der Zeit der Not, als wolle er kurzum alles erwürgen, sei es, daß er eine Ecclipsis oder Finsternis seiner versprochenen Güte schickt, da er uns nichts von seinem Lichte merken läßt“.²⁾

Nur selten tritt in Nicolais Predigten ein Allegorisieren oder ein Spielen mit Bildern hervor, das wir ablehnen müßten. Andererseits wird manches Bild, auch wenn es sich für uns verbietet, doch in seiner Naivität als ein köstliches Stück aus der guten alten Zeit anmuten. Nicolai war eben Dichter, dem sich für alle Empfindungen des Herzens ungesucht Bilder boten.

Und nun die in Winsen gehaltene Predigt! Sie hat zum Text Hosea 14, 9: Ich will sein wie eine grünende Tanne, an mir soll man deine Frucht finden. Sie umfaßt³⁾ 194 Seiten und ist, wie Nicolai selbst sagt, zum Drucke „etwas weitläufiger ausgestrichen“. Sie ist genau disponiert: der erste Teil handelt von dem Baum, der zweite von den Früchten und der dritte zeigt, wie wir sie fassen und zu nuzze machen sollen. Zu den Früchten gehört die evangelische Gerechtigkeit und der geistliche Frieden. Und nun redet Nicolai⁴⁾ von der Gerechtigkeit. „Es ist das Gesez wie ein unruhig und schrecklich Donnerland, da es immer vom Himmel herab hagelt, blitzt, donnert und dem armen Wandersmann eitel harte Donnerkeile zur Rechten und zur Linken heftig zusezen, daß er nirgend hindurch kann, ob er gleich gern hindurch wäre und hindurch sein müßte. Also kann daher keiner in den

1) Beste S. 61. 2) Beste S. 69.

3) In der Mayerschen Ausgabe. 4) S. 31.

Himmel kommen, er muß seinen Weg und Straße durchs Gesez nehmen. . . Aber sobald wir unsern Fuß in dies Land setzen und den Paß hindurch nehmen wollen, da donnert und wettert es zur Rechten und zur Linken, als wollten Himmel und Erde einfallen. Zur Rechten geht das Geschrei: Bezahle mir, was du mir schuldig bist. Bin ich Vater — sagt der lebendige Gott — wo ist meine Ehre? . . . Zur Linken heißt es: kannst du nicht bezahlen mit Gut, so bezahle mit der Haut und sei verflucht, verstoßen und zum ewigen höllischen Feuer verdammt. . . Solche Zeitung und so ein Geschrei gibt es in diesem Lande, von den schuldforderischen Treibern zur Rechten und von den fluchrufenden Kriegern zur Linken. So hält es auch die strenge Gerechtigkeit Gottes als eine Kaiserin im Lande mit beidem Teil und läßt keinen Menschen hindurch, er bezahle denn zur Rechten und zur Linken und wirke sich zu beiden Seiten los, welches aber uns unmöglich ist und von keinem geschehen kann.“ Da kommt „unser hochverdienter Immanuel, Gottes und Mariensohn. . . Zur Rechten unterwirft er sich active mit wirklichem Gehorsam dem Geseze und spricht: Siehe ich komme, im Buche ist von mir geschrieben. Deinen Willen, mein Gott, tue ich gern, bezahlt unserm strengen Creditorn, dem Schuldforrer zur Rechten, für uns wirklich, liebet Gott von ganzem Herzen. . . Folgende bezahlt er auch dem Strafforrer zur Linken passive, das ist mit seinem bitterm Leiden und Sterben. . . Mit dieser Bezahlung zur Rechten und Linken läßt sich die Kaiserin im Lande, genannt die strenge Gerechtigkeit Gottes, dermaßen befriedigen, daß sie diesem Jesu von Nazareth sich ergibt mit ihrem ganzen Lande und daß daher unser Heiland des Gesezes Ende genannt wird.“

Als weitre Güter bezeichnet Nicolai¹⁾ die drei: die himmlische Kindschaft, das geistliche Verlöbniß mit Christo und die heilige Tempelehre. Von der Kindschaft sagt Nicolai²⁾: „Den Kindern Gottes gehets in diesem Jammertal wie eines großmächtigen Königs jungen Erben und Söhnlein, die in ihren jungen Jahren unter dem scharfen Zuchtmeister in harter Disziplin und kindlicher Furcht auf Beliebung ihres königlichen Herrn Vaters gehalten werden. Sind etwa verschicket auf eine Schule, da sie

¹⁾ S. 94. ²⁾ S. 110.

sich eine Zeitlang müssen drücken, haben ihren Willen mit Spielen, Jagen, Laufen, Rennen, wie auch wohl mit Essen und Trinken nicht, ob sie schon hören von großen Königreichen, Fürstentümern und Herrschaften, die ihnen zustehen und deren ungezweifelte Erben sie sein; ist ihnen doch solches alles noch ein verdeckt Essen, werden streng erzogen und nach Gelegenheit ihrer Feil und Verbrechen oft mit Ruten gezüchtigt, daß es scheint, als hätten die Bauern auf dem Lande und die Hirten im Felde besser und lebten fröhlicher, denn diese wolgeplagten Kinder. Aber es währet keine 100 Jahre, sondern nur eine bestimmte Zeit, nach welcher Ende und Ausgang der königliche Vater sie heimfordert, daß er sie erhöhe und mit ihm regieren lasse. Da halten sie eine fröhliche Heimfahrt, kommen aus der Schulen und aus dem kindlichen Joch und Zwang hinweg, sehen die Türme, die Mauern, die Spitzen und herrlichen Wohnungen des lieben Vaterlandes von fern mit Freuden an, nahen mit herzlicher Frohlockung hinzu, werden sehr lieblich und freundlich empfangen, folgendes auch gekrönt und mit großer Herrlichkeit in ihre Königreich und Fürstentümer eingeführt und inthronisiret.“

Unter der Tempel lehre ist die Einwohnung Gottes in der gläubigen Seele als in ihrem Tempel zu verstehen. Daraus folgen die Werke des neuen Gehorsams, nämlich die Gebetsopfer des geistlichen Priestertums und die Treue im irdischen Beruf, davon man im Papsttum nichts gewußt hat, und vor allem die königlichen Werke der Heiligung des eignen Lebens. Auch über die Welt werden wir in Christo rechte Siegesfürsten, die sein Reich ausbreiten und seinen Kampf kämpfen. „Derhalben, wo ich einen gottliebenden frommen Christen da sehe stehen oder gehen, da muß ich denken: siehe, da geht ein Mensch hin, von Gott besessen!“¹⁾ „Ja was hat — so fragt Nicolai²⁾ — die blutdürstigen Feinde bis daher aufgehalten, daß sie Teutschland nicht ganz verschlungen, noch das arm und kleine Häuflein der evangelischen Christen nicht allerdinge vertilget haben?“ „O die rechten Christen sind gleich als eine Mauer, als eitel Wehr und Waffen, damit unsre blutdürstigen Feinde zurücke getrieben werden. Darum ist ein gottseliger Christ stärker denn Herkules, mächtiger denn

¹⁾ S. 144. ²⁾ S. 166.

Alexander magnus.“ Vor sich aber und über sich hat er eine leuchtende Hoffnung. Wer weiß nicht, wie unserm Nicolai das Herz sich auf tut, wenn er davon redet!

III.

Ganz anders als diese Nicolaipredigt ist die dritte, auf die ich weisen möchte. Im Mittelalter hatte sich für die Neujahrspredigten die merkwürdige Sitte gebildet, daß die Prädikanten den verschiedenen Ständen oder Altersklassen ihrer Gemeinden unter Bildern aus Natur oder Geschichte ihre Wünsche für das neue Jahr austeilten. Es ist eben das bürgerliche Neujahr, da drängt sich das bürgerliche Leben in die Kirche, sich einen Segen zu holen. Das war um so natürlicher, als die Sitte des Schenkens zu Neujahr allgemein bestand. Für unser Empfinden befremdend dürfte allein das sein, daß die Prädikanten für ihre Segenswünsche von den damit Begrüßten auf emolumenta zu rechnen hatten.¹⁾

Immerhin konnte sich ein Neujahrsprediger mit dieser Predigt auch wohl üblen Nackenschlägen aussetzen.

Was einem Prediger in Kleve zu Neujahr begegnete, schildert ein alter Bericht.

„Die Prediger pflegen bei Eintritt des Neuen Jahres ihre Glückwünsche an die Gemeinde abzulegen, da dann mancher seine sonderbaren Einfälle hat. Bisweilen kommt es lächerlich, auch wohl schimpflich heraus. Wir erinnern uns hier, was einstmals einem Prediger in der herzoglichen Residenzstadt Kleve widerfahren, der ein kurzweiliger und possierlicher Kopf gewesen, indem er am Fest der Beschneidung oder am Neujahrstag allerhand von der Kanzel seinen Hörern ausgeteilet. Denn er hat denen Zechbrüdern und Trinkern einen Strick verehret, welcher von dem Weinkeller oder Trinkstube bis an ihr Haus reichete, daß sie sich daran halten, und im Heimgehen ihren taumelnden Gang desto besser regieren möchten.

Was geschieht? Nach der Predigt wird er vom Schloßhauptmann zum Essen eingeladen, und wohl berauscht wieder heimgelassen. Als nun auf der Gassen und in Türen das gemeine

¹⁾ Palmer, Homiletik S. 215. Vgl. auch Landmann, Predigtwesen in Westfalen, Münster 1900, S. 84 f.

Bolk seiner ansichtig und aus seinen wackelnden Gänsetritten gewahr wird, daß dem guten Herrn die Füße in den Rebenzweigen ein wenig zu tief verwickelt, rufen ihm etliche Bekannte zu: „Am Strick, lieber Herr, am Strick haltet Euch!“ Er aber antwortet: „Ei, ihr blinden Leute, sehet ihr denn nicht, daß der Strick entzweigerissen?“ — Kam also sein Neujahrswunsch gar lächerlich heraus.

So gebrechliche Leute sind manche Prediger, daß sie dasjenige, was sie an andern gestraft, denselben Tag noch begehen, und was sie mit einer Hand gebauet, mit der andern wieder übern Haufen werfen.“

Übrigens widmet auch ein Daniel von Soest sein Dialogon den Soestern „vor ein nie Jar“,¹⁾ ebenso sein Apologeticon den drei Soester Abgesandten nach Schmalkalden „vor ein nygge Jar to nyer nyggen Legacion“.²⁾

Diese Sitte wurde in der reformatorischen Kirche fortgeführt. Im Jahre 1588 veröffentlichte Heinrich Binck, Pastor an dem Stift auf dem Berge vor Herford „sechs schöne Predigten“.³⁾ Darin sagt er u. a., „im Papsttum sei der Gebrauch gewesen, einem jeden das neue Jahr nach Gelegenheit seines Standes insbesondre auszuteilen“. Er folgt dieser Sitte. Auch der bekannte Kirchenliederdichter Joh. Rist⁴⁾ schildert seinen gleichartigen Neujahrsgottesdienst. Er begann mit dem Herr Gott, dich loben wir. Darauf wurden andre geistliche Lieder gesungen, auch die Orgel musizierte. In der Predigt pries Rist „die Süßigkeit des allerheiligsten Namens Jesu“. „Zum Beschluß aber beschenkte er seine herzliebten Zuhörer, einen jeglichen nach seinem Stande mit einem besondern schönen Blümelein, sie dabei treulichst erinnernd, wie sie ihr Leben und ihren Wandel mit rühmlichen Tugenden zieren sollten, gleichwie die Blumen mit ihrer schönen Gestalt, ihrem edlen Geruche und ihren trefflichen Wirkungen herrlich prangen und dadurch bei jedermann sich beliebt und angenehm machen. Mit einer lieblichen Musik wurde der Gottesdienst beschloffen.“

¹⁾ Jostes 231. ²⁾ Vorwerk, Programm 1854/55, S. 9 u. 10.

³⁾ Gedruckt zu Lemgo bei Konrad Grothen. Vgl. Hagedorn, Rav. Kirchengeschichte II, 116 ff.

⁴⁾ Vgl. Goedeke u. Litzmann, Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts, Bd. 15, p. XXVII, Leipzig 1885, Brockhaus.

Daselbe ist der Fall bei Joh. Arnd. Aus der von Beste¹⁾ veröffentlichten Predigt Arnds geht hervor, daß die Sinnbilder ziemlich stereotyp waren. Doch gibt er in einer andern Predigt auch Helden des Alten Testaments als Vorbilder. Den armen Leuten verehrt er freilich aus dem Neuen Testamente „ein Stück von den Windeln des lieben Jesuleins, dadurch ihre Armut geheiligt und zugedeckt wird, und ein Stücklein von dem Golde, so die Weisen aus dem Morgenlande dem Kindlein Jesu verehrten“.

Es wird wohl erst durch den Pietismus dieser Brauch aus der Kirche verschwunden sein: er stellte das Evangelium des Tages und damit den Namen Jesus in den Mittelpunkt. Der Prediger vom Kripplein Christi in Fraustadt, Valerius Herberger, weiß freilich beides miteinander zu verbinden.²⁾ Er kennt auch den Namen *strenae* für diese Neujahrs Geschenke.

Zu diesen Neujahrspredigten gehört auch die jetzt zu besprechende. Joh. Schwarze war Pfarrer an St. Thomae in Soest (1591—1632). Er war eng befreundet mit Phil. Nicolai in dem nachbarlichen Unna. Als Schwarze sein Büchlein gegen die Paderborner Jesuiten schrieb, gab Nicolai dem Buche das Geleit in die Öffentlichkeit.³⁾ In der Pestzeit schrieb er „drei nützliche und gelehrte Predigten“, zum Troste wider die Krankheit, wie Nicolai in der Vorrede des Freudenspiegels bezeugt. Beide waren einander „günstige liebe Brüder in Christo“. Schwarze war später Inspektor des soestischen Ministeriums und hat als solcher um Kirche und Schule sich verdient gemacht.

Er hat auch das Buch herausgegeben, das in unsre Besprechung gehört: „*Strenae*, d. i. New Jahrs Austeilung unter die christlichen Stände, darinnen aus Eigenschaften der Tiere, Bildnissen der Natur, Zeugnissen göttlichen Worts, Sprüchen der heiligen Väter und vollmerklichen Historien gezeigt wird, wie männiglich in seinem Berufe sich zu verhalten. . . Gedruckt zu Soest bei Henrich Zeisen. J. J. M. DCXXIII.“ Das Buch ist außer dem treuevangelischen Goswin von Kettler, Kölnischen Drost zu Östinghausen, dem soestischen Bürgermeister Dietrich

¹⁾ Die bedeutendsten Kanzelredner S. 43.

²⁾ Ev. Herzpostille S. 83 ff., bes. S. 86 ff.

1608. Rothert, Kirchspiel von Th. Thomae S. 28.

Kubaß und den Ratsherren Eberhard Kleppingk, Göbel und Joh. vom Dael und Dietrich Wallrabe, seinen „Mäzenaten und Gönnern“ gewidmet. In die Öffentlichkeit geleiten es nach alter Gelehrten-sitte mit lateinischen Distichen die Amtsbrüder. Grimmaeus von St. Petri beginnt sein Lob auf Schwarze:

Non niger es, quamvis cognomen id indicet, omni
sed laude es vere candidus, arte nitens.

Nicht bist du ein Schwarzer, obwohl dein Name dies anzeigt,
sondern strahlend weiß bist du, geschmückt mit jeglichem Lobe.

Nun enthält das Buch wohl keine Predigten: es hat durch-
aus die Form der Abhandlung, ja der Stoffsammlung. Aber es
ist auf Grund von Predigten abgefaßt und es gibt einen Blick
in die Art dieser Neujahrspredigten. Schwarze bringt einund-
zwanzig Ständen und Klassen seine Wünsche dar.

Zuerst den Predigern. „Man pfleget ja zu sagen im ge-
meinen Sprüchwort: „Wer das Kreuz trägt, der segnet sich selbst gern
am ersten.“¹⁾ Demnach so will ich meinem geistlichen Orden zum
glückseligen Neuen Jahre, uraltem Gebrauch nach verehren die
Taube Noäh, welche er nach Ablauf der Sündflut aus seinem
Kasten ausfliegen ließ, zu erkundigen, ob das Gewässer auf Erden
gefallen wär und welche nach Erkundigung mit ihrem Ölzweiglein
wiederumb an die Archen gekommen ist.“ Die Anwendung auf
das Pfarramt liegt nahe. Zum andern verehrt er ihm ein
Wächterhorn und einen malum citreum, einen Citrinatapfel oder
Citrone,²⁾ die einen bitteren Geschmack, aber lieblichen Geruch hat
und die damit das Predigtamt abbildet, das viel Mühe und Not
bringt, aber auch reichen Segen.

Die Zuhörer sollen darnach ein williges Schäflein haben,
an dem vor allem das Wiederkauen gerühmt wird, das seine An-
wendung auf das gehörte Wort findet, aber auch den Hirsch.³⁾
„Ein Hirsch sehnet sich mit Verlangen und trabt mit lauter
Freudensprüngen zum frischen Wasser, ja er schreiet darnach. Da-
bei sehe jeder wohl zu, daß er nicht ex puteo abyssi aus dem
Brunnen des Abgrunds⁴⁾ das stinkende Wasser ins Maul nehme,
davon die Seele ersticket.“

¹⁾ S. 3^b ff. ²⁾ S. 16. ³⁾ Bl. 25^b.

⁴⁾ Dffß. Joh. 9, 2.

Ut jucundas cervus undas aestuans desiderat,
 sic ad vivum Dei rivum mens fidelis properat,
 Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser usw.

An Hirschen ist auch die Hilfe zu loben, die sie sich gegenseitig erweisen. „Wenn sie über ein Wasser schwimmen, ziehen die stärksten voran; die andern folgen so, daß jeder sein Haupt dem vordern auf den Rücken legt. Wenn der erste müde wird, schließt er sich am Ende wieder an. So kommen sie fein hinüber und geben den Christen die gute Lehr: „Einer trage des andern Last.“¹⁾

Der Obrigkeit hat der Pelikan viel zu sagen, der mit dem eignen Blute seine Jungen nährt; aber auch die Linde, die nicht steil in die Höhe wächst, als wollte sie sagen: sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, sondern ihre Zweige weithin breitet, daß man in ihrem Schatten Schutz vor der Sonnenhitze findet und sagen kann: sub tegmine fagi. Die Obrigkeit soll auch zwei Ringe haben; der eine mit dem Bilde des leo ensifer, schwertragenden Löwen, soll an den tapfern Gebrauch des Schwertes zum Schutze des Landes gegen alle Boshaften mahnen, der andre mit dem Bilde Apollos und der neun Musen soll die Herrschenden mahnen, regem illiteratum et indoctum nihil aliud esse nisi asinum coronatum.²⁾

Die Untertanen bekommen weiter manche gute Lehre: der „Herr omnes“ findet keine Gnade. Die Soldaten sollen einen Ring haben mit einem Scarabaeus. Von diesem Käfer erzählte man sich, daß er immer männlichen Geschlechts sei.³⁾ So sollen die Soldaten nicht „Weichlinge noch Weiberhennen“ sein und darin den alten Deutschen gleichen. „Dessen will ich eine wahrhaftige Geschichte erzählen von uns Westfalingern allhie zu Soest.“ Es ist die Geschichte des Böhmensturms auf die Stadt in der Soester Fehde, die nun folgt. „Wo ist aber jetzt die alte teutsche Mannheit hinkommen?“ Es ist den Deutschen ergangen wie jenem Jüngling, davon die Alten erzählen, daß er ein Weib geworden sei: juvenis quondam, nunc femina Ceneus. So gilt jetzt von den Deutschen: nomine nempe mares, animos gerimus muliebres, dem Namen nach Männer haben wir weibische Herzen.

¹⁾ Gal. 6, 2.

²⁾ Blatt 45^b ein ungebildeter Herrscher ist nichts als ein gekrönter Esel.

³⁾ Bl. 77^a.

Die Richter, Advokaten usw. erinnert Verfasser an die Bilder, die man in dem ägyptischen Theben aufgestellt hatte, von denen eins sich die Augen zuhielt, die andern keine Hände hatten, zu einem Zeichen, daß sie die Person nicht ansehen und Geschenke nicht nehmen sollten. Hier erscheint auch das bekannte: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen“ in lateinischem Gewande: *Dat veniam corvis, vexat censura columbas.*

Die Praeceptores oder Lehrer müssen¹⁾ der Gluckshenne gleichen, die ihre Küchlein getreulich unter ihre Flügel sammelt. „D es ist ein edler Schatz um einen getreuen und fleißigen Schulmeister, daß demnach nicht unbillig gesagt wird: *fundamentum reipublicae est recta juventutis educatio.*“ Grundlage alles öffentlichen Wesens ist die rechte Jugendziehung.

Studenten und Schüler sollen zum Neuen Jahre die Nachtigall haben.²⁾ Sie sei Vorbild im Fleiße (!), denn sie singt nach Plinius 15 Tage und Nächte hintereinander, wenn die Bäume grünen und ausschlagen. *Labor vincit omnia*, Arbeit überwindet alles. Sie sei auch Vorbild in der „emfigen Betrachtung dessen, das man liest“. Denn die jungen Vögelin achten fleißig und nachdenklich auf den Gesang der alten und üben sich darinnen. Auch das sagt Plinius. Hier erscheint als Mahnung das berühmte *Nulla dies sine linea*, womit wohl noch heute die Jugend zum Fleiße angehalten wird.

Eheleute sollen an die Seeschwalben denken, die, wenn sie alt und unvermögend sind, einander auf den Flügeln tragen.³⁾ Unfriedliche Eheleute aber gleichen einem ungleichen Paar Ochsen. Natürlich spielt Xanthippe in den weitern Auseinandersetzungen⁴⁾ ihre Rolle. Der Ehemann aber soll auch nicht Hans Unvernunft sein, der mit der Tür zur Stuben einfällt.⁵⁾ So soll der Mann dem „zahmen Elefanten“ gleichen, von dem Verf. allerlei Gutes sagt, die Frau aber der „Hindin“⁶⁾, von der sie Demut und Einfachheit lernen kann, wie weitläufig ausgeführt wird. Auch hat die Hindin keine Galle und lebt darum noch einmal so lange. Heil dem Weibe, das „holdselig ist wie ein Reh“. Hier gedenkt der Verf., der sonst stärker in griechisch-römischer Geschichte

1) Bl. 95. 2) Bl. 98. 3) Bl. 105 b. 4) 12. Bl. 110 ff.

5) Bl. 113. 6) 13. Bl. 115 b ff.

als in deutscher ist, auch der Weiber von Weinsberg, aber fügt den Seufzer hinzu: „Wo wollte man ihunder solche Weiber finden?“¹⁾ Kennt er doch auch schon solche Weiber, die nicht gern Kinder haben, aber erklärt sie für „keiner Ehren wert“.²⁾

Die Eltern³⁾ sollen den Adler zum Neujahr haben, von dem Gott selbst sagt, daß er seine Jungen ausführe und über ihnen schwebe; er breite seine Fittig aus und trage sie auf seinen Flügeln. Die Wichtigkeit ernstest Erziehung von frühster Jugend an wird mit vielen lateinischen Zitaten bewiesen, unter denen auch das Horazische nicht fehlt: Quo semel est imbuta recens servabit odorem — testa diu, was man einmal in einen neuen Hafen tut, darnach riecht er lange Zeit. Aber es fehlt auch nicht: Was Hänsel nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. Sollen aber die Eltern zum andern auch den Affen gleichen, so sollen sie sich doch vor der Affenliebe hüten, die vor lauter Zärtlichkeit die Kindlein erdrückt. Die Kinder⁴⁾ sollen an den Storch gedenken, der seine Eltern, wenn sie alt geworden sind und nicht mehr fliegen können, auf seinen Rücken nimmt und mit sich auf die Weide führt und von dannen wiederum in ihr Nest. Aber auch die Wiedehopfe sind nach Plinius elternliebend: sie ziehen ihnen die alten Federn aus, damit sie neue bekommen, und ihre dunkel gewordenen Augen bestreichen sie mit einem aus fernem Landen geholten Kraute, das die Augen wieder hell macht. Auch Exempel aus dem alten Heidentum beweisen die Kindesliebe. Solche Treue gegen die Eltern wird Gott wiederum reich belohnen. Summa, wie einer seine Eltern ehrt, wird er hernach von seinen Kindern wieder geehrt werden. Die Hausväter und Hausmütter⁵⁾ bekommen noch ihre besondere Lektion. Sie werden an die sorgsame Ameise verwiesen, denn gebratne Tauben fliegen keinem ins Maul. Es muß daher nach Luthers Regel gehen:

Der Mann muß selber sein der Knecht,
will er's im Hause haben recht.
Die Frau muß selber sein die Magd,
will sie im Hause schaffen Rat.

Das Gesinde, Knechte, Mägde und Tagelöhner sollen vom Kranich lernen.⁶⁾ Das ist ein wackerer Vogel. Damit

¹⁾ Bl. 127. ²⁾ Bl. 130 f. ³⁾ Bl. 131 b. ⁴⁾ 14. Bl. 139 b ff.
⁵⁾ 16. Bl. 146 ff. ⁶⁾ Bl. 150 ff.

er nachts nicht vom Schlaf zu hart eingenommen wird, steht er auf einem Bein und fasset in den andern einen Stein. Läßt er den Stein fallen vor Schläfrigkeit, so fällt er ihm auf den Fuß und erweckt ihn. So berichtet wiederum Plinius. Davon mag das Gesinde lernen. Aber manche Dirn schläft so hart, daß man sie wohl zehnmal anschreien muß, ehe sie wach wird. Also ist heutiges Tages die meiste Klage über untreu Gesinde und Arbeiter. Sie wollen neben der Kost hohen Lohn verdienen und doch nicht tun, was ihnen gebührt. Saget man etwas dawider, so wissen sie auf ein Wort zehn, etliche laufen wohl gar davon und lassen einem die Arbeit mit Schaden über dem Halse liegen. Aber endlich schlägt Untreue ihren eignen Herrn, daß solche Mutwillige zuletzt müssen an Bettelstab geraten. — Ebenso mag das Gesinde an den Hasen denken, der mit offenen Augen schläft und ein schnelles Gehör hat.

Den alten Leuten wird der schöne Edelstein Hyazinth gewünscht.¹⁾ Er ist von erdgelber Farbe, befördert den Schlaf und stärkt das Herz. Die gelbe Farbe bedeutet das Abnehmen der Kräfte im Alter. Nur wenigen ergeht es wie dem Kaleb, der sagen konnte: ich bin jetzt 85 Jahr alt und bin noch so stark, als ich war des Tages, da mich Mose vor 45 Jahren als Kundschafter ausandte.²⁾ Die meisten Alten haben über tristis senectus zu klagen. Der Hyazinth des Wortes Gottes und seines hochwürdigen Sakraments aber soll ihnen dennoch das Herz fröhlich und getrost machen. Die Jugend³⁾ aber mag sich mit einer Wiesenblume vergleichen, die früh blüht und bald welk wird, und soll um so mehr die Alten ehren, daß es von ihr nicht heiße: das Alter kleinlaut und die Jugend vorlaut! Insbesondere die Jungfrauen⁴⁾ mögen des Purpurovögeleins (Porfyrio) gedenken, weil es anmutig und tugendhold ist. Aber, sagt der Verf., „es ist aus Indien zu holen, und das ist meinen alten Knochen beschwerlich“. Darum soll ihnen die Schnecke verehrt sein, die ihr Häuslein allezeit mit sich führt. Eben also⁵⁾ gebührt züchtigen Jungfrauen, daß sie zu Hause bleiben, still und eingezogen sich darin verhalten, nicht durch alle Gassen und Straßen herumschwänzen, mit den

¹⁾ Bl. 155 ff. ²⁾ Jos. 14, 11. ³⁾ 19. Bl. 159^b.

⁴⁾ 20. Bl. ^b ff. ⁵⁾ Bl. 163.

jungen Gesellen spazieren gehen, bei allen Kirchmessen und Gastereien sich finden lassen. Gewanderte Fräulein und verfälschter Wein pflegen in gleichem Wert zu sein.

Den Witwern und Witwen gilt das letzte Geschenk: es ist die Turteltaube.¹⁾ Von ihr weiß der Verf., daß sie tief um das Verlorne trauert, zu keinem andern sich mehr gesellet, sondern einsam und allein bleibt; ja es setze sich auf keinen grünen Ast mehr. Doch wendet die Mahnung sich nur an die Witwen.

Und nun lern ein jeder sein Lektion,
dann wird es wohl im Hause stohn.

Den eigentlichen Schlußpunkt des Ganzen aber macht das Signet des Druckers mit der Umschrift: Schlecht und recht — das behüte mich. Ps. 25.

IV.

Um drei Predigten hat es sich gehandelt: ob nicht alle drei auch uns noch etwas zu sagen haben?

Jene erste Predigt — die des Urbanus Rhegius — war polemischer Art. Gott behüte uns vor konfessioneller Polemik auf der Kanzel! Aber darf die Predigt nicht doch lehrhaft sein? Ist es nicht notwendig, die Heilswahrheiten gegenüber einer Weltanschauung zu vertreten, die los von Gott ist? Nur daß man unterscheide zwischen Predigt und apologetischen Vorträgen. Auch die letztern haben ihre Bedeutung. Aber sie halten sich defensiv, während das Evangelium offensiv die Welt erobern soll, und sie kommen leicht in Gefahr, zu rationalisieren, während die christliche Wahrheit irrational ist. Immerhin mag die Predigt lehrhaft sein, aber sie hat es mit Herz und Gewissen der Hörer zu tun. Heinrich Hoffmann, der bekannte Neumarktprediger von Halle, sagt einmal: „Der Prediger soll beginnen als Katechet und enden als Minnesänger.“ Die Predigt soll ein Festmahl sein, das der hungrigen Seele die Gedanken Gottes darbietet. Efräm, der Syrer, erhielt nachts die Mahnung, die Predigt des Basiliius zu hören: *φάγε νοήματα*, iß Gedanken. Gedanken sind zuletzt die mächtigsten Mächte der Welt. Wie gilt das erst von Gottes Gedanken!

Die Predigt muß sich dabei immer des Rahmens entsinnen, der sie im Gemeindegottesdienst umgibt. Schon in vorreformatorischer

¹⁾ Bl. 170.

Zeit sind Liturgie und Predigt eng verbunden. Wir können das Band nicht lösen. Dann müssen beide innerlich einander entsprechen, einen gedanklichen Mittelpunkt haben. Der Kultuspredigt sind unüberschreitbare Schranken gesetzt.

Das aber ist die Frage, ob nicht neben ihr eine zweite Art von Predigten entstehen müsse, die gleich der missionarischen Predigt in eine noch nicht oder nicht mehr christliche Welt hineinzutreten habe. Sie dürfte in keiner Weise liturgisch gebunden sein, so wenig das bei der Predigt des Urb. Rhegius der Fall war. Die „Volksmission“ ist eine Notwendigkeit in einer Zeit, auf deren Straßen und Märkten eine unchristliche Propaganda ihr lautes Wesen treibt.

Urb. Rhegius soll uns sagen: laßt jede Kanzel einen Feuerherd sein, von wo die Feuerfunken in unser Volk stieben. Werft euer Panier hoch auf, daß die ganze Welt es sehe; prediget mit feurigen Zungen den Glauben — den Glauben!

Die Predigt des Pastor Thomanus, Joh. Schwarze ist anderer Art. Sie überrascht durch ihre Form, die an eine beliebte Sitte anknüpft. Sie geht also in volkstümlichem Gewande einher, kleidet die Gedanken in konkrete, plastisch anschauliche Bilder, die, weil angeschaut, sich leichter einprägen, als wenn nackte Abstraktionen gegeben würden.

Man kann die Bedeutung der Form überschätzen. Vor allem ist Rhetorik unsympathisch und wirkt leicht unwahr. Die Soester K. D. von 1532 warnt ernstlich: „de Prädikanten sollen nit ower de Wolken flegen mit hogen Worden und hoger Wiesheit verblendender Worde, ehr Kunst damit to bewiesen.“ Die Blumen verwelken, auch die Predigtblumen. Also der Gedankeninhalt bestimmt den Wert einer Predigt.

Dennoch darf die Form nicht vernachlässigt werden. Und hier hat die Schwarzische Predigt uns etwas zu sagen. Wie sie an einen Volksbrauch anknüpft, so mahnt sie, an Sitte und Sinnesart des Volkes anzuknüpfen. Man kann es bedauern, daß die niederdeutsche Sprache aus der Predigt verschwunden ist: mit ihr ist mehr als nur eine Sprachform untergegangen. Um so mehr gilt es zu halten, was man noch hat. Religiöse Volkskunde ist wichtig genug, volles Interesse zu beanspruchen. Sie gibt dem Pastor einen Schlüssel zum Herzen der Gemeinde. Und doch

kümmert man sich erst neuerdings um sie. Doch ich spreche damit pro domo.

Trägt aber die Predigt Schwarzes das Gewand ihrer Zeit, so wäre es töricht, sie einfach zu reoprästinieren. Wir sollen nur von ihr lernen, der Predigt das Gewand unsrer Zeit zu geben. Auf der Höhe des 19. Jahrhunderts redete man anders als heute. Eines Schleiermachers „breit dahin rauschende, echt rednerische Perioden“ ergriffen die Herzen.¹⁾ Ist das heute noch so? Auch die klassische Diktion eines Löhle findet kein Echo mehr. Wir wollen kurze, klare Sätze. Hier kann der Komödiant den Pfarrer lehren, auch wenn jener zu den Komödianten des öffentlichen Lebens gehört. Nur daß der Pfarrer nie ein Komödiant sein darf, der einen Charakter mimmt, der er nicht ist.

Indessen hat Schwarzke nicht nur über die Form der Predigt etwas zu sagen. Er teilt die Neujahrgaben aus, um den einzelnen Klassen das Gewissen zu treuer Berufserfüllung zu schärfen. Er gibt eine volkstümliche Ethik.

Es ist zu beklagen, daß evangelischerseits das Gebiet der Ethik längst nicht so angebaut ist, wie man es erwarten sollte. Ist doch erst durch die Reformation das Auge dafür geöffnet, daß auch das bürgerliche Berufsleben Gottes Ordnung ist. Urbanus Rhegius hat uns darüber das rechte Wort gesagt. Auch das politische Leben gehört hierher. Aber der Pietismus wird hierfür den Blick verengt haben. Joh. Daniel Falk nannte ihn daher den „himmlischen Egoismus!“. Schwarzke gehört der älteren Zeit an: er schärft das Auge für die bürgerlichen Pflichten, für das, das Martensen „das sittliche Gesellschaftsleben“ nennt, und treibt zu einer christlichen Beteiligung daran. Es geht ihm um die christliche Ethik, und er predigt mit einem Worte die Liebe, die da ist des Gesetzes Erfüllung. Es ist klar, daß er damit unsrer Zeit etwas zu sagen hat. Er warnt vor dem vorübergehenden Priester und Leviten des Gleichnisses, vor einer feigen Neutralität und hebt auf den Schild die heilige Liebe, die „den Christenmenschen zu einem dienstbaren Knecht aller Dinge und jedermann untertan macht“. Er predigt die rechte Liebe — die Liebe!

Endlich Nicolais Predigt! Sie vereinigt in sich die Vorzüge der beiden erstgenannten Predigten: volkstümlich in der

¹⁾ Treitschke, Deutsche Geschichte I, S. 305.

Form wie die soestische Predigt, ist sie zugleich lehrhaft wie die mindische. Der Homilet ist Katechet wie Urb. Rhegius: er lehrt das Kernstück des Evangeliums, Sünde und Gnade. Und er spricht immer wie Schwarze konkret in Form und Bild. Aber er geht über beide hinaus, denn er ist dabei wirklich ein Minnesänger, der das Hohelied von der ewigen Liebe Gottes singt, wie keiner der beiden. Und er singt dieses Lied aus eigenster Erfahrung. Hier ist nichts von jenem „Singsang und Klingklang“, der einem Bilmar an modernen gläubigen Predigern ein Greuel war. Der Salvator steht lebendig in der Mitte, von Salbadern ist keine Spur zu finden. Nicolai rückt weit ab von denen, die er einmal schildert¹⁾: „sie machen lange dicentes, schütteln einen Haufen leerer Worte aus den Ärmeln, mit einem Quark versiegelt und sind keine Organe des heiligen Geistes.“ Bei ihm spricht alles von lebendigem Leben, tiefster Überzeugung.

Aber noch eins ist in ihm, das ihm persönlich zu eigen gehört: Er ist ein Seher, in dessen Augen sich das Morgenrot des jüngsten Tages, die Herrlichkeit des ewigen Lebens spiegelt. Wer kennt nicht das „geistliche Brautlied der gläubigen Seele“, den hochgeliebten Morgenstern?

Amen, Amen!
 Komm, du schöne Freudenkrone,
 bleib nicht lange,
 deiner wart ich mit Verlangen!

Und das von der „Stimme zu Mitternacht“, das Wächterlied! „Auch ein Brautlied der christlichen Kirche, aber ein ganz eignes, zu Heerpauken und Drommeten zu singen“, wie Rocholl²⁾ sagt. Und „durch die Posaunenklänge des jüngsten Tages, vor denen die ganze Welt zusammenbricht, klingt das Lied der erlösten Gemeinde: Gloria sei dir gesungen! Nicolai ist der Mann der christlichen Hoffnung. Er mahnt auch die heutige Christenheit in all dem Wirrsal, mit dem sie ringt: Hebet eure Häupter auf. Ach, wer nur wie er der Hoffnung gewiß wäre!

Glaube, Liebe, Hoffnung: jede der drei Predigten hat uns darüber etwas zu sagen. Nur daß der Herr selbst dieses Dreigestirn in unsern Herzen aufgehen lasse! Ein alter westfälischer

¹⁾ Curze, Leben Nicolais S. 233.

²⁾ Leben Nic. S. 111.

Bauer — er war eine Säule unsrer lippischen Gemeinden — urteilte von den drei Predigten, die er auf dem Missionsfeste in Lemgo gehört hatte: „dat was vandage jüst, osse him Profeten Elias up dem Berge Horeb. Da kam der Sturm und dat Erdbeben: da was der HErr nich in.“ Als dann aber Schmalenbach als dritter das Wort ergriff: „Des Menschensohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern diene“ — „da kam dat sanfte stille Sausen und — da was der HErr in.“ Was der alte Fricke von unsern drei Predigten geurteilt hätte, weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß das die rechte Predigt ist, von der man sagen kann: da is der HErr in.

Und nun unsre arme, verwirrte Zeit! Und mitten in ihr eine Kirche, über die ein jüdisches Tageblatt schon vor dem Kriege spottete: ihre Diener können nichts als bellend hinter dem Wagen herlaufen, auf dem die Weltgeschichte durch die Zeit fährt! Eins ist nötig, daß die Posaune einen hellen Ton gibt. Alles muß helfen, diesen Ton unüberhörbar zu machen. Wir hoffen auf die Wiedergeburt unsres Volkes. Soll sie kommen, so bedarf es der Wiedergeburt der evangelischen Christenheit. Das vornehmste Mittel dazu ist die Wiedergeburt der evangelischen Predigt, daß sie eine Predigt sei, darin der Herr ist, er, der selbst unser Glaube, unsre Liebe und unsre Hoffnung ist.

Die Entstehung des Heliand.

Von F. Böckelmann, Studienrat a. D., Herford.

D obwohl seit der ersten Herausgabe der altsächsischen Evangelien-Harmonie fast 100 Jahre verflossen sind, ist die Frage, wo diese Dichtung entstanden und wer ihr Verfasser sei, bis heute nicht befriedigend beantwortet,¹⁾ und eine urkundlich beglaubigte Lösung des Problems dürfte kaum zu erwarten sein. Die linguistischen und philologischen Untersuchungen haben manches Bedeutende und Wichtige zutage gefördert, aber zum Ziel haben sie nicht geführt; um so mehr wird es sich empfehlen, der Frage von der historischen Seite näherzutreten. Die vorliegende Studie geht diesen Weg, sie verdankt dem Aufsatz, den Prof. D. Rothert im Jahre 1922 im „Jahrbuch“ über den Heliand veröffentlichte, wie sich weiterhin ergeben wird, wertvolle Hinweise.

Zur 1100 Jahr-Feier der Stadt Herford im Jahre 1923 fiel mir die Aufgabe zu, die Geschichte der Gründung unserer Abtei²⁾ zu erforschen und darzustellen. Bei dieser Arbeit beherrschte mich der Gedanke, daß es sich hier um dieselbe Zeit handle, in der auch der Heliand erschien. Es drängte sich ferner der Gedanke auf, daß zwischen der Gründung der Klöster Corvey und Herford in den Jahren 822/23 und der Herausgabe des altsächsischen Epos ein innerer Zusammenhang bestehen müsse, da beide offenbar dazu bestimmt waren, auf das religiöse Leben der Sachsen einzuwirken, und beide auf ein Gebot Ludwigs des Frommen zurückgeführt werden. Es ist auch nicht zu verkennen, daß es sich hier letzten Endes um eine Auswirkung der Bestrebungen Karls d. Gr. handelte, die dahin zielten, die Sachsen auch innerlich für Christentum und Frankenreich zu gewinnen und auf literarischem Gebiet nach dem Vorbild der Angelsachsen eine christlich-germanische Epik zu schaffen.

¹⁾ Vgl. Chrismann, Gesch. d. dtsh. Lit. bis z. Ausg. des M. A.

²⁾ Erschienen in den Gedenkblättern zur 1100 Jahr-Feier der Stadt Herford. Verlag des Herforder Kreisblatts. 1923.

Dazu kommt, daß der ganze Gehalt dieser religiösen Dichtung eine Persönlichkeit oder einen Kreis voraussetzt, der geistig hochstehend mit der christlichen Gedankenwelt wie mit dem Wesen des Sachsenvolkes aufs innigste vertraut war und Kraft und Antrieb in sich fühlte, jene Ideen des großen Kaisers zu verwirklichen. Wo waren solche Persönlichkeiten zu finden?

Im ganzen Frankenreich gab es sicherlich niemand, der diesen Erfordernissen so hervorragend entsprochen hätte wie die beiden Brüder, die im Auftrage Ludwigs des Frommen Corvey und Herford gründeten. Adalhard und Wala waren Söhne Bernhards, eines nicht ebenbürtigen Bruders Pipins, und einer dem Namen nach unbekanntem Mutter, die dem sächsischen Adel angehörte — also Vettern Karls d. Gr. und seine geborenen Helfer. Sie zählten zu den bedeutendsten Männern ihrer Zeit.¹⁾ Man rühmte ihre hohe Bildung, ihre Beredsamkeit in deutscher Sprache. Namentlich der beträchtlich ältere Adalhard stand mit den großen Gelehrten an Karls Hofe in freundschaftlichem Verkehr, und für unsere Frage besonders bedeutsam ist sein vertrautes Verhältnis zu dem Angelsachsen Alkuin. Infolge eines Konfliktes mit Karl in der langobardischen Frage zog Adalhard sich 770, 22 Jahre alt, in das Kloster Corbie an der Somme zurück, weilte eine Zeit lang in Monte Cassino, der Gründung des heil. Benedikt, wurde dann von dem König, der seinen Wert zu schätzen wußte, zum Abt von Corbie ernannt und wiederholt mit diplomatischen Sendungen betraut. Wala,²⁾ den eine glühende Liebe (*fervens amor*) mit der Heimat seiner Mutter verband, erhielt die Statthalterschaft über Sachsen, das er selbst hatte unterwerfen helfen, soll mit den Sachsen, die ihn als einen der Ihren betrachteten und hoch verehrten, gegen die wilden Obotriten gefochten haben und wurde der vertraute Ratgeber des alternden Kaisers.

Nach dessen Tode ertrug Ludwig der Fromme diese einflußreichen Berater seines Vaters nicht. Von Argwohn gegen sie erfüllt, verbannte er sie. Es half Wala nichts, daß er sich beeilte,

¹⁾ Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 2. Bd.

²⁾ Wilmans, Kaiserurkunden der Prov. Westfalen. Exkurs über die Gründung der Abtei Herford. 1867. (S. 279 f.)

dem Kaiser zu huldigen, er mußte ins Kloster nach Corbie. Adalhard erwartete in stolzer Gelassenheit sein Schicksal. Ludwig verbannte ihn ungehört nach der Insel Heri.

Während der Zeit der Verbannung, die 7 Jahre (814—821) dauerte, blieb Wala mit den Sachsen in Fühlung. Wir erfahren aus der Vita Walae des Paschasius Radbertus, des Zeitgenossen und Mitarbeiters der beiden Brüder, daß gleich zu Anfang einzelne Sachsen ihrer religiösen Bildung wegen nach Frankreich gepilgert kamen, daß Wala durch diese zuerst auf den Gedanken gekommen sei, in Sachsen Klöster zu stiften. Auch überliefert die Translatio S. Viti, daß Adalhard zu Karls Zeiten die Sachsen in Corbie gefragt habe, ob nicht in ihrer Heimat eine Gegend zu finden sei, wo man ein Mönchskloster erbauen könnte, worauf einer namens Theodad eine solche unter den Besitzungen seines Vaters angegeben habe. Er sei darauf nach Sachsen entsandt und habe die Einwilligung seiner Verwandten zurückgebracht. Dann erfolgte schon nach Adalhards Verbannung durch seinen Stellvertreter Adalhard II. die Gründung des Klosters Hethis im Solling. Bedeutsam ist hier ferner eine Tatsache, an die Rothert erinnert. Karl der Große brachte Geiseln, junge Söhne sächsischer Edlen und geeignete Gefangene in fränkischen Klöstern unter, namentlich in Corbie, zu dem ausgesprochenen Zweck, sie als Missionare auszubilden und dann in die Heimat zurückzuschicken. Aus alledem ergibt sich, daß Corbie eine Stätte war, wo das Sachsentum mit führenden kirchlichen Kreisen in Berührung kam und sich mit christlichen Ideen durchdrang. Rothert, der überzeugend darlegt, daß der Heliand wie das Kloster Corvey der Mission zu dienen bestimmt war, erwähnt die beiden Brüder zwar nicht, aber es liegt auf der Hand, daß es in erster Linie Adalhard oblag, die sächsischen Geiseln zu Missionaren auszubilden, naturgemäß hauptsächlich dadurch, daß er ihnen Leben und Lehre des Heilandes in sächsischer Sprache und in einer dem Sachsenvolk angemessenen Form nahe brachte. Dasselbe galt von den oben erwähnten Sachsen, die ihrer religiösen Bildung wegen nach Corbie pilgerten. Es lag nahe, den daraus sich ergebenden sächsischen Wortlaut der Heilandsgeschichte für den Gebrauch der Missionare, gleichsam als Missionsbibel, schriftlich festzulegen. Damit sind die Grundzüge des Heliand gegeben.

Deutet somit alles darauf hin, daß die Keime der Dichtung unter Adalhard's Obhut auf französischem Boden sich bildeten, so haben wir noch einen besonderen Grund, der diese Annahme stützt.

Rothert folgt in seinem Aufsatz einer von dem Münsterschen Germanisten Franz Jostes¹⁾ aufgezeigten Spur, der darauf hinweist, daß im Heliand das Meer in auffallender Weise hervortritt, auch da, wo dies in den Evangelien gar nicht der Fall ist, besonders an der Stelle, wo Christus von dem zertretenen Salz redet. Der Dichter führt uns hier an den Strand des Meeres, wo „man das Salz weithin verwirft und die Menschenkinder es dann mit ihren Füßen in dem Sande zertreten“. Das setzt in der Tat die Gewinnung des Salzes aus dem Meerwasser voraus, und da der deutsche Himmel ein solches durch die Sonne bewirktes Verfahren ausschließt, folgerte Jostes, daß der Dichter weiter im Süden gelebt haben müsse, etwa in der Gegend, wo die Baienflotten der Hanse später das Salz für den Osten holten.²⁾ Er sucht die Heimat des Heliand an dem Litus Saxonicum, der sog. Sachsenküste, im nördlichen Frankreich, und nimmt an, daß ein Sachse von dieser Küste, ein Zögling des unweit an der Somme gelegenen Klosters Corbie, die Dichtung, und zwar eben für jene Sachsenküste, verfaßt habe.

Jostes geht hier zu weit. Es ist richtig, daß schon im 3. Jahrhundert die Sachsen in ihrem Drange nach neuen Wohnsitzen auf der Strecke von Boulogne bis zur Scheldemündung ein nun Sachsenufer benanntes Gestadeland eroberten, und als im Jahre 449 die Brüder Hengist und Horfa, die Führer der Angeln und Sachsen, mit ihren drei Ciulen, langen Schiffen mit geschwellten Segeln, an der südöstlichen Spitze Albions landeten und das große Geschick der Angelsachsen sich erfüllte, da bildete dieses Sachsenufer sicherlich den Ausgangs- und Stützpunkt. Aber die Sachsen dieses Gestades zogen den glücklichen Abenteurern nach, und im 9. Jahr-

¹⁾ Franz Jostes, Die Heimat des Heliand. Forschungen und Funde, Bd. 3, S. 4.

²⁾ Die Einwände, welche Behaghel (in den Beiträgen z. Gesch. d. dtsh. Spr. u. Lit. Bd. 39, 1913) und Edw. Schröder (in der Zeitschr. f. dtsh. Alt. Bd. 61, 1924) hiergegen erheben, sind nicht stichhaltig. Das ostfriesische Verfahren der Salzgewinnung ist mit der Heliandstelle nicht in Einklang zu bringen, und Schröders Erklärung der letzteren erscheint mir unhaltbar.

hundert kann von einem *Vitus Saxonicum* kaum noch die Rede sein. Ein Bedürfnis nach Mission bestand dort gewiß nicht, sondern nur für das eigentliche Sachsen. Aber Rothert betont Jostes' Hinweis auf Corbie. Einer jener sächsischen Zöglinge von Corbie sei der Verfasser des Heliand gewesen, und in dem von Corbie aus gegründeten Corvey habe sich dann die Verbindung zwischen dem geistlichen Dichter und einem der sächsischen Volksänger geknüpft, auf Grund deren eine alte Vorrede des Heliand behaupte, ein hochangesehener Sänger sei der Dichter des Epos. Diese Ansicht ist nicht von der Hand zu weisen, abgesehen davon, daß das starke Hervortreten des Meeres im Heliand sich aus dem Aufenthalt in Corbie m. E. nicht genügend erklärt; vor allem aber deutet der hohe geistige Gehalt der Dichtung auf einen Urheber, der auf der Höhe seiner Zeit stehen mußte. Ich sehe diesen Mann in dem damaligen Abt des Klosters, in Adalhard.

Setzt man ihn als den Inspirator des Werkes voraus, dann erklärt sich das auffallende Hervortreten des Meeres, besonders aber jene Stelle vom Salz am Strande ohne weiteres. Wir wissen, daß Adalhard sieben Jahre als Verbannter auf der Insel Heri verbrachte. Heri aber ist die Insel Noirmoutier südlich von der Loiremündung. Dort hat er die ganze Zeit im Banne des Weltmeeres gelebt „inter fluctus“, inmitten der Wogen, wie es in der Vita Adalhardi von Paschasius heißt — im Banne des Weltmeeres, das dort gerade bei dem im Heliand hervorgehobenen Westwind (*westrôni wind*) sich in seiner wilden Großartigkeit offenbart. Heri-Noirmoutier ist aber auch der Bai von Bourgneuf vorgelagert, wo die Baienflotten der Hanse später Baiensalz holten, wie man das Seesalz nach dieser Bucht noch heute benennt. Noch heute sind auf der Insel Salzgärten (*Marais salants*) im Betrieb, in tonigen Boden gegrabene, flache Becken, in sich geteilt und zusammenhängend, in die man bei Flut das Meerwasser einströmen läßt, welches dann unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen nacheinander Gips, Bittersalz und endlich Kochsalz aussondert. Gips und Bittersalz werden mit langen harkenähnlichen Werkzeugen ausgeräumt und weithin am Strande auseinander geworfen, das wertvolle Kochsalz aber aufgehäuft. Dieser Vorgang liegt offenbar der erwähnten Heliandstelle zu Grunde (V. 1362): „Ihr sollt fortan das Salz dieser Welt sein, sündiger Menschen. Wenn nun

einer von euch die Lehre verläßt, die er betätigen soll, dann geht es ihm, wie dem Salz, das man am Seegestade weithin verwirft¹⁾: dann taugt es zu nichts, und die Menschenkinder zertreten es mit den Füßen, die Menschen im Sande."

Daß die Salzgewinnung dort schon in jener Zeit geübt wurde, daß sie wirtschaftlich bedeutungsvoll war und gerade während Adalhard's Aufenthalt eine brennende Frage darstellte, beweist der Umstand, daß Ludwig d. Fr., der damals in jener Gegend weilte, im Jahre 820 den Küstenbewohnern das Recht der Salzgewinnung urkundlich zugesprochen hat (vgl. Jostes).

Es darf als sicher angesehen werden, daß der Kaiser Ludwig seinem 66 Jahre alten Oheim gestattet hat, den einen oder anderen seiner Mönche und sächsischen Zöglinge mit nach Heri zu nehmen, auch liegt die Vermutung nahe, daß der Abt diese Zeit zu literarischer Arbeit verwandt hat, wobei das Gebiet der Mission sich als das gewiesene Feld darbot. Wir sehen somit die sächsischen Mönche im Hinblick auf ihre spätere Missionstätigkeit unter der Leitung Adalhard's nach seinen Lektionen das Leben Jesu in ihrer Muttersprache niederzuschreiben. Daß dies mehr als eine Vermutung ist, daß literarische Arbeit von den Fratres unter des Abtes Leitung wirklich ausgeführt worden ist, beweist eine Anmerkung in den Acta Sanctorum zu der Vita S. Adalhardi von Paschasius Radbertus, welche besagt, daß der Abt während seines Aufenthaltes auf der Insel angeordnet habe, eine Geschichte in 3 Teilen (*historia tripartita*) niederzuschreiben, die sich noch (1677) in der Bücherei von Corbie befinde. Diese *Historia tripartita* hat sich sicherlich auf die Kirchengeschichte bezogen und war vielleicht in die alttestamentliche Zeit, das Leben Christi und die Entwicklung der Kirche bis zu den Karolingern gegliedert. Damit wäre wiederum eine Grundlage für die uns überlieferten alt-sächsischen Dichtungen Genesis und Heliand gegeben. Diese Notiz macht es überdies noch wahrscheinlicher, daß Adalhard bei seiner Übersiedlung nach Heri von Mönchen aus Corbie, unter ihnen auch von Sachsen, begleitet war. Von diesen war die *Historia* verfaßt worden. Wie würde man sonst dazu gekommen sein, eine litera-

¹⁾ d. i. dem Bittersalz und dem nicht genügend reinen Kochsalz. Der Dichter stellt das Gleichnis, unter dem Eindruck seiner Beobachtungen an der See, also anders dar als die Evangelien.

riſche Arbeit, die etwa von den Mönchen des Kloſters Heri verfaßt worden wäre, ſpäter nach Corbie mitzunehmen? Im Jahre 821 rief der Kaiſer Adalhard und Wala aus der Verbannung zurück und tat im folgenden Jahre zu Attigny, jener kaiſerlichen Pfalz, wo Widukind 785 ſich unterworfen und ſich hatte taufen laſſen, öffentlich Kirchenbuße, weil er die Brüder ungerechterweiſe verbannt habe.

Was bewog ihn zu dieſem Schritt? Abgesehen von äußeren Einflüſſen kirchlicher Kreiſe vor allem wohl das Gefühl der Reue und Beſchämung. Er hatte aus Argwohn und Furcht ſeine Oheime, von denen Adalhard nun im 73. Lebensjahr ſtand, in die Fremde verbannt, Männer von höchſter Bedeutung, die ſeinem Vater große Dienſte geleistet hatten. Zugleich war ihm ſicherlich die Erkenntnis aufgegangen, daß er ſich, Reich und Kirche namentlich im Hinblick auf Sachſen der beſten Berater und Helfer beraubt hatte. Die Verhältniſſe in Sachſen hatten ſich keineswegs günſtig entwickelt, wir hören von Aufſtand und Zerstörung chriſtlicher Stiftungen. Adalhard und Wala, das waren die Männer, die hier Ordnung ſchaffen konnten, zumal Wala, den die Sachſen bewunderten und verehrten. Ludwig wußte, daß die Brüder ſich ſchon um die Gründung von Klöſtern bemüht hatten. Das während Adalhards Abweſenheit von ſeinem Stellvertreter im Solling gegründete Kloſter war wegen ſeiner ungünſtigen Lage nicht voran gekommen. Es galt, geeignetes Gelände zu beſchaffen und die Beſitzer zur Abtretung willig zu machen. Dazu war Wala gerade der rechte Mann. Wenn es ferner richtig iſt, was die Forſchung annimmt, daß der legendenhafte Gründer der Abtei Herford Waltger, der Graf von Herford, mit Wala¹⁾ identiſch iſt, ſo galt es ſein von heidniſchen Sachſen zerſtörtes Frauenſtift wiederaufzubauen und auszuſtatten. So kam es, daß Ludwig den Abt Adalhard, der mit des Kaiſers Zuſtimmung ſeinen Bruder hinzunahm, im Jahre 821 beauftragte, in Sachſen ein Mönchskloſter zu gründen. Es war alſo ein Auftrag, zu dem Adalhard und Wala ſelbſt den Anstoß gegeben hatten. Auch den andern kaiſerlichen Auftrag, der in dieſelbe Zeit fallen dürfte, führe ich auf die Brüder zurück.

¹⁾ Wala Kurzform für Waltger?

Ein lateinisches, dem Anschein nach zur Zeit Ludwigs d. Fr. geschriebenes Vorwort zum Heliand und zu der gleichfalls erhaltenen Genesis (d. h. der erste Teil der Präfatio)¹⁾ berichtet über die Entstehung dieses altfächsischen Werkes etwa folgendermaßen: „Obwohl Kaiser Ludwig der Fromme sehr viele Interessen des Staates mit hervorragendem und ausgezeichnetem Geist klug zu bestimmen und zu ordnen strebt, bewährt sich sein Eifer und seine Frömmigkeit doch besonders in betreff der hochheiligen Religion und des ewigen Heils der Seelen, indem er täglich mit Sorgfalt darauf bedacht ist, das ihm von Gott untergebene Volk durch weise Erziehung zu immer besseren und vortrefflicheren Handlungen anzufeuern und allen schädlichen Aberglauben zu unterdrücken. Wie in unzähligen anderen weniger bedeutsamen Dingen, so zeigt sich sein Wohlwollen auch besonders in dem vorliegenden kleinen und doch großen Werk. Denn während bisher nur die Gelehrten und Gebildeten die Kenntnis der Heiligen Schrift besaßen, wurde durch seinen Eifer und zur Zeit seiner Herrschaft, aber durch Gottes allmächtigen Antrieb vor kurzem vollends zuwege gebracht, daß das ganze seiner Botmäßigkeit unterstellte Volk deutscher Zunge von eben jener göttlichen Schrift Kenntnis erhalten hat. Er gebot nämlich einem gewissen Manne aus dem Stamm der Sachsen, der bei den Seinen als ein hochangesehener Dichtersänger (vates) galt, daß er sich bemühe, das Alte und Neue Testament poetisch ins Deutsche zu übertragen. Dieser gehorchte gern dem kaiserlichen Gebot, freilich um so bereitwilliger, als er schon vorher eine Mahnung von oben erhalten hatte, und machte sich alsbald an das so schwierige und mühsame Werk, mehr jedoch auf die Unterstützung seines Gehorsams als auf den Geist seiner Wenigkeit bauend. Daher begann er mit der Schöpfung der Welt, faßte der geschichtlichen Wahrheit gemäß alles Bedeutende in einer Auswahl zusammen, malte manches, wo er es für passend hielt, in mystischem (erbaulichem) Sinne aus und führte das Werk durch bis zum Ende des Alten und Neuen Testaments, indem er den Text in dichterischer Weise mit gar anmutender Beredsamkeit verdeutschte. Er verfaßte sein Werk so leicht- und geschmackvoll gemäß der Eigentümlichkeit jener Sprache, daß es den Hörern und Lesern einen nicht geringen Reiz gewährte.

¹⁾ Vgl. Behaghels Ausgabe von Heliand und Genesis 1922.

Gemäß jener Dichtungsart theilte er das ganze Werk in Fitten ein, welche wir Lektionen oder Leseabschnitte nennen könnten.“ Dieses ausgezeichnete Vorwort, an dessen Echtheit kaum zu zweifeln ist, verrät einen überlegenen Geist. Die Knappheit und die gelassene Würde, die sich mit der Ergebenheit dem Kaiser gegenüber paart, und der Umstand, daß der letzte Satz einen Geistlichen verrät, legt den Gedanken nahe, daß Adalhard oder Wala der Verfasser des Vorwortes sei. Wer der Beweisführung dieses Aufsatzes bisher zustimmt, wird schon von sich aus zu dem Schluß kommen, daß der hochangesehene Volksdichter, dem die Urheberschaft des Heliand hier zugeschrieben wird, in einem der Zöglinge Adalhards oder in einem der Sachsen, die ihrer religiösen Bildung wegen nach Corbie gepilgert kamen, zu sehen ist, einem dem Namen nach Unbekannten, der dem Abt nach Heri in die Verbannung gefolgt war. Ist dies aber richtig, so war Adalhard der Nächste dazu, dem unter seiner Obhut entstandenen Werk ein Geleitwort auf den Weg zu geben, möglich auch, daß er seinem Bruder Wala diese Aufgabe übertrug, zumal Paschasius, der sich selbst als den Dritten im Bunde bezeichnet, uns berichtet, daß die Brüder stets so einträchtig zusammenwirkten, daß keiner etwas ohne den anderen tun mochte.

Gerade im Hinblick auf dies Zeugnis des Paschasius kann ich jedoch einen Gedanken nicht unterdrücken, nämlich den, daß Wala vielleicht selbst der non ignobilis vates war. Skop nannten die Sachsen solche Dichtersänger, die in jenen Zeiten an den Edelsitzen und in den Fürstenhallen von den Laten der Vorfahren sangen und sagten; Dichtung und Gesang wurden selbst von Königen und Fürsten gepflegt. Hatte auch Wala zur Harfe gegriffen? Verdankte er diesem Umstand seine auffallende Beliebtheit bei den Sachsen? Dann würde den Worten „non ignobilis“ eine besondere Bedeutung innewohnen. Und selbst wenn nicht Wala, sondern ein anderer der vates ist, bleibt doch dies bestehen, daß Wala um das Werk gewußt haben muß. Dann aber hat er auch Einfluß auf die Gestaltung desselben ausgeübt, nicht allein durch die Wirkung seiner Persönlichkeit, sondern wahrscheinlich auch durch seine Ratschläge.

Soviel aber steht fest, Ludwig der Fromme hat an der Entstehung des Heliand Anteil. Wenn er, der tragen und trüben

Geistes war und — im Gegensatz zu seinem großen Vater — seine Mißachtung deutschen Wesens offen an den Tag legte, hier zu einer Dichtung in deutscher Sprache Auftrag erteilte, so wird auch hier die Anregung von außen an ihn herangetreten sein. Ein Werk dieser Art konnte er einem Volksjänger nicht befehlen, wenn nicht die von uns dargelegten Voraussetzungen erfüllt waren. Er wird von der begonnenen literarischen Arbeit erfahren haben und hat wegen des geistlichen Charakters des Werkes dessen Vollendung gefördert.

Die beiden Brüder begaben sich zur Klostergründung nach Sachsen in die Gegend der durch Walas Vermittlung erworbenen kaiserlichen Besitzung Huzori (Hörter). Dort war gerade eine Fehde ausgebrochen, die benachbarten Güter waren verwüstet worden. Adalhard, der die empörten Scharen beruhigen wollte, wurde nicht gehört. Als man ihnen dann sagte, Wala wollte zu ihnen sprechen, hörten sie ihm zuerst zwar aufmerksam zu, dann aber wollten sie nicht daran glauben, daß der hohe, mächtige Mann, der sie einst in Wehr und Waffen beherrscht hatte, jetzt im demütigen Mönchsgewand vor ihnen stände. „Du willst der sein, den unser ganzes Land als Helden feiert?“ sagten sie, und als er bejahte, fügten sie hinzu: „Du bist nicht soviel wert, wie der Nagel seines kleinen Fingers.“ Wohl mag in Wala ein Gefühl schmerzlichen Erinnerens aufgestiegen sein; zugleich aber wurde er in empfindlichster Weise daran erinnert, daß man diesen trotzigen Männern mit einem schwächlichen, weltfremden Christentum nicht kommen dürfe, sondern daß es notwendig sei, an die besten Eigenschaften dieses Stammes, an seinen frohen Kampfesmut und seine Mannentreue anzuknüpfen.¹⁾ So erklärt es sich zwanglos, daß der Heliand in einer Gestalt vollendet wurde, die sich den alt-sächsischen Anschauungen und Kunstformen anpaßte; in einer Stabreim-Dichtung erscheint Christus als der Volkskönig, dem seine Degen, auf ewigen Lohn aus dem Hort seiner Gnade hoffend, treue Gefolgschaft leisten. Aus dem Zusammenwirken der beiden Brüder erklärt sich ungezwungen der weltlich-germanisch-aristokratische Einschlag der im Grunde geistlichen Dichtung, und es löst sich somit die alte Streitfrage, ob der Verfasser ein Geistlicher oder ein Laie war.

¹⁾ Vgl. Rothert a. a. O. S. 38 f.

Am 6. August 822 fand die feierliche Besitzergreifung des von Adalhard und Wala erwählten Klostergrundes statt, am 22. September konnte dort die erste heilige Handlung vorgenommen werden. Adalhard wurde der erste Leiter der Abtei. Am 27. Juli des folgenden Jahres stellte Ludwig d. Fr., den Wala in des Bruders Auftrag auf seiner Pfalz zu Ingelheim aufsuchte, die Stiftungsurkunde des Klosters aus, und im Anschluß an diese Gründung entstand auch die Abtei Herford, die, hauptsächlich wohl von Wala gegründet, der Fürsorge des Abtes von Corvey unterstellt wurde. Das Hand in Hand Arbeiten der Brüder gibt sich hier deutlich zu erkennen. Bezeichnend für das Verhältnis derselben ist auch eine Szene aus jenen Corveyer Tagen, von der Paschasius berichtet. Eines Tages wohnten beide einer Volksversammlung nicht weit von Corvey bei, aber aller Augen waren auf Wala gerichtet. Vor lauter Liebe und Bewunderung umdrängte man ihn so, daß man in der Freude und dem Wunsch, ihn zu sehen, ihn von Adalhard trennte, der, von seinen Mönchen umgeben, verlassen da stand. Aber in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit und voller Freude über den Empfang, der seinem Bruder zuteil wurde, sagte der Abt zu seinen Mönchen: „Wir sind hier überflüssig, niemand achtet unser,“ und ging mit Paschasius und noch einem Begleiter davon. Wir sehen, Adalhard wußte, was er tat, als er sich ausbedang, daß sein Bruder ihn bei der Gründung der Klöster unterstütze. Wala muß ein tiefes Verständnis für die Eigenart der Sachsen und eine ausgezeichnete Gabe besessen haben, sie zu packen und zu begeistern, sicherlich auch auf religiösem Gebiet. Es erscheint daher ausgeschlossen, daß der Heliand in Corvey, solange Wala dort weilte, ohne sein Zutun entstanden sein sollte. Wie weit seine Mitwirkung ging, wissen wir freilich nicht, aber das weltlich-germanische Element in der Dichtung deutet auf ihn. Nach der Gründung der Klöster kehrte Adalhard nach Corbie zurück, wo er am 2. Januar 826 starb. Dem Anschein nach wünschte Wala sein Nachfolger in Corvey zu werden, wohl um seine Tage auf heimatlichem Boden zu beschließen; aber es wurde anders beschlossen. Ludwig d. Fr. machte ihn zum Abt von Corbie und übergab Corvey dem ebenfalls aus dem Bernhardinischen Zweig des Karolingischen Hauses stammenden Marin. Sein Argwohn gegen den ehemaligen Statthalter Sachsens war

wohl noch nicht erlöschten; in der Tat sehen wir Wala in dem 830 ausbrechenden Streit des Kaisers mit seinen Söhnen auf der Seite der letzteren. Es liegt nahe anzunehmen, daß durch die Brüder eine Handschrift des Heliand nach Corbie gelangte und daß der jetzt im Britischen Museum aufbewahrte Codex Cottonianus von dort nach England gekommen ist. — Wala sollte auch in Corbie nicht zur Ruhe kommen. Am Ende seines Lebens wirkte er in hervorragender Weise als Abt des Klosters Bobbio in Oberitalien. Hier starb er 835 und wurde in der Basilika zur Seite des heiligen Columban bestattet.

* * *

Über meine Studien in betreff der Entstehung des Heliand habe ich zuerst im Herforder Heimatblatt (1923, Heft 3) berichtet, dann in der Zeitschrift für Deutschkunde (1923, Heft 4). Die Herausgeber der letztgenannten Zeitschrift haben meiner Arbeit ein „Nachwort der Schriftleitung“ angehängt, in welchem sie auf Ausführungen F. Kauffmanns aus dem Jahre 1892 (Germania, Bd. 37) hinweisen, in denen „das Wesentliche meiner Vermutungen bereits mit eingehender Begründung ausgesprochen sei“. Demgegenüber lege ich Wert darauf, wie in dem folgenden Heft der Zeitschrift für Deutschkunde (1924, 1) so auch hier, der Wahrheit gemäß festzustellen, daß mir Kauffmanns Aufsatz bis dahin völlig unbekannt war und daß die angeführte Behauptung des Nachwortes der Wirklichkeit **nicht entspricht**. Denn es besteht ein ganz wesentlicher Unterschied zwischen Kauffmanns Vermutung und meinen Darlegungen. Kauffmann hat offenbar gar nicht daran gedacht, Adalhard und Wala als Urheber des Heliand oder als tätige Mitarbeiter an diesem Werke zu betrachten. Er nennt nur eben den Namen Adalhards, auf den doch m. E. die Dichtung, was die geistliche Grundlage betrifft, zurückzuführen ist, und der deshalb im Brennpunkt unserer Erörterung stand; die Bedeutung seiner Erlebnisse in Corbie und Heri für unsre Frage berührt Kauffmann also überhaupt nicht. Indes ist der Hinweis auf seinen Aufsatz an sich sehr dankenswert, dient er doch dazu, die Aufhellung unseres Problems zu fördern.

Kauffmann vertritt in seinen feinsinnigen Ausführungen den Standpunkt, daß der Heliand aus sprachlichen Gründen in der

Gegend von Paderborn oder Corvey entstanden sein müsse. Er legt besonderes Gewicht auf die Franken, die damals in Corvey weilten, erwähnt Adalhard nur dem Namen nach und verweist namentlich auf Wala, dessen Persönlichkeit er näher behandelt, und auf Warin, den ersten eigenen Abt des Klosters, der wie Wala erst vor kurzem das Panzerhemd mit dem Mönchsgewand vertauscht hatte. „Sollten Männer von solchen Zügen und Schicksalen,“ ruft er aus, „die so schlagend zu dem Bilde stimmten, das die Gottesstreiter des Heliand an sich tragen, ohne Wirkung auf die Phantasie des Dichters geblieben sein, wenn er von ihnen wußte, wenn er etwa gar in ihrem Kreise sich bewegte? Der Sachse, der in seinem Heliand Christus als den gewaltigen Kriegsmann darstellte, mußte sich zu Männern wie Wala und Warin besonders hingezogen fühlen.“

Mit dieser freilich doch sehr bedingt ausgesprochenen und nicht weiter begründeten Vermutung Kauffmanns stehen folgende Worte aus meinem ersten Aufsatz wunderbar im Einklang: „Der Bruderinn, das Freudige und Heldenhafte, das die Gestalten der Brüder umgibt, strahlt uns aus dem Heliand bis auf den heutigen Tag erwärmend entgegen.“ Aber diese beiderseits betonte Übereinstimmung zwischen den Gestalten der Dichtung und denen der Wirklichkeit erklären wir eben auf wesentlich verschiedene Weise: Kauffmann läßt den Dichter seine Gestalten nach den Zügen Walas und Warins formen, „wenn er von ihnen wußte“, während nach meinen Ergebnissen die Brüder beide tätig auf die Gestaltung des Werkes und der Gottesstreiter in ihm eingewirkt haben, wenn sie nicht ganz und gar seine Verfasser sind.

Kauffmanns Gedanken sind nach nun mehr als 30 Jahren als eine willkommene Stütze zur Lösung des Problems zu begrüßen. Unabhängig voneinander haben wir die Seelenverwandtschaft zwischen Wala und dem Geist der Dichtung aufgedeckt. Der von mir behauptete Zusammenhang zwischen dem Heliand und den beiden Brüdern wird dadurch noch wahrscheinlicher.

Westfalen an der Universität Duisburg.

Von Pastor D. theol. W. Rotschheidt in Essen-West.

Die Matrikel der ehemaligen Duisburger Universität — „Album studiosorum Universitatis Duisburgensis“ — ist bislang noch nicht ediert worden; das Original wird auf der Universitätsbibliothek Bonn aufbewahrt.

Wiewohl die feierliche Eröffnung der Universität erst am 14. Oktober 1655 erfolgte, wurden doch schon seit dem Jahre 1652 daselbst Vorlesungen gehalten, und demgemäß beginnen auch die Matrikeleintragungen mit dem letztgenannten Jahr.

Da mit der einfachen Wiedergabe der Namen den Lesern wenig gedient sein dürfte, so sind den Namen die Personalien der Träger beigefügt worden, soweit dies dem Verfasser möglich war. Wo indes seine Kenntnis versagte, hat Herr Professor D. theol. Rothert in Münster bereitwilligst die Lücken ausgefüllt.

1652.

4. Mai: Johannes Hermannus a Rödinghausen, Hammonensis Westphalus. Philosophiae studiosus ex Schola Hammonensi accessit 18 annorum, nomen est professus 4 Maji.

15. Juni: Johannes Fridericus Hoffman junior, Hammonensis Marco-Westphalus. S.S. Theol. studiosus an. 22 ad nos venit ex Schola Herbornensi et nomen est professus 15 Junii.

Sohn des gleichnamigen Pastors in Hamm, wurde 1655 Pastor der reformierten Gemeinde Essen, † 31. August 1704. (Seppe II, S. 419 u. 504. — Gesch. d. ev. Gem. Essen. 1896, S. 102 ff.)

1. Juli: Johannes Henricus a Woringen, Bochumensis. Philos. studiosus an. 19. accessit ex Schola Herbornensi et nomen suum inscripsit 1 Julii. Post inauguratum Academiae nostrae Colonia reversus obedientiam LL. promisit et testimonium accepit 24 Novemb. 1655.

5. Okt.: Johannes Kamphoff, Marco Westphalus. Philos. et Philol. S. annorum 21 ¹/₂. Venit aut potius rediit e Schola Bremensi nomenque professus 5 Octobris.

In der Bremer Matrikel 1651: „Johs Kamphoff, Marco Westphal.“ — 1654—59 Praeceptor paenultima Classis in Duisburg, studierte darnach in Leiden, 1659—60 Konrektor in Cleve, 1660 Präzeptor in Krefeld, 1668 (Ostern bis Pfingsten) Konrektor in Mörs, 1668 wieder in Krefeld, 1688 in Mörs, 1699 emeritiert, † 30. Jan. 1706. (Hverdunk, Gesch. d. Duisb. Gymnasiums. — Reussen, Beitr. z. Gesch. Krefelds, S. 23—32.)

1654.

10. März: Gottfr. Casp. Vigelius, Liberal. Art. Typ. stud. Tremoniensis, tanquam reipub. literariae minister eximius nomen suum inter studiosos est professus 10 Martii et legibus, quae ipsi cum aliis studiosis communes esse possint, obedientiam promisit.
13. Juli: Theodorus Hermannus Rövenstrunck, Isernloniensis, anno aetatis 24. Juris stud. promitto me honeste victurum, neminem sine causa laesurum potius suum cuique tributurum. 13 Julii.

Sohn von Pastor Hermann R. in Kierspe, seit 1671 Vikar, seit 1676 Pastor daselbst, † 1696. (Seppe II, S. 273.)

17. Juli: Bernhardus Mechlen, aetatis annum agens 17. Hammona Guestphalus, scientiae amore voluntarium exilium subiturus, Hammonae nuper promotus, inscriptus 17 Julii.

1655.

1. Jan.: Stephanus Johannes Holtzbrinck, Marco Westphalus, aetatis suae 17. J. U. studiosus. initio anni hujus cum duobus fratribus nomen est professus, veniens ex Academia Coloniensi, in qua Juri operam dare coeperat. Nomen est professus initio Januarii.

Märkischer Fiskalanwalt, klevischer Geh. Regierungsrat, heiratete 1663 Anna Maria Ernst, † 14. Dez. 1703 in Altena.

Gerardus Holtzbrinck, Marco-Westphalus, aetat. suae 16. Juris studiosus, ex Academia Coloniensi.

Arnoldus Casparus Holtzbrinck, Marco-Westphalus, aetatis suae 14. Juris studiosus, e Gymnasio Laurentiano Colon.

Wurde Dr. jur. in Cleve, heiratete 1670 Anna Margarete Ernst.

31. Mai: Fridagius Theodorus Essellenius, Plettenbergâ Westphalus, studii Juridici studiosus, annorum 19, die 31 Maji 1655, venit ex Illustr. Schola Herbornensi, ubi operam Jurisprudentiae dare coeperat.
30. Mai: Simeon a Diest, Althenanus, aetat. 17, 30 die Maji inscriptus Anno 1655, promotus ex classe prima Duisburgensi examine verno.

In der Leidener Matrikel 1657, 12. Sept.: „Simeon van Diest, Embricensis. 20. J.“ — Kurbrandenb. Hofgräff in Schwelm, dann Rat, Hof- u. Freigräff zu Altena.

31. Mai: Theodorus Stephanus a Neuhoff, aetatis 17, natus Westphalus, die 31 Maji Anno 1655, promotus nuper fuit ex classe Herborn.
3. Juni: Fridericus Wimarus ab Heyden, aetatis 19 $\frac{1}{2}$, natione Westphalus, die 3 Junii. Venit cum fratre, qui sequitur, ex Academia Marpurgensi, in qua Logicam publice audiverant.

Johannes Sigismundus Wilhelmus ab Heyden, aetatis annorum 14 $\frac{1}{2}$, natione Westphalus. Die 3 Junii.

Generalleutnant der Kavallerie, Gouverneur der Festung Lippstadt, Droß des Amtes Wetter, Herr zu Bruch, Rohde, Crudenburg, Lichtevörde, Wildenburg, Schwarzenstein, Ordestal, Mitglied der märk. Ritterschaft, heiratete Anna Magdalena Gräfin von Behlen.

5. Okt.: Johannes Henricus Essellenius. Theologiae studiosus, agens annum 17. Plettenbergensis Westphalus, cum sequente fratre venit Tremonia, ubi audire coeperant Philosophiam. 5. Oct.

1664—1684 Pastor in Soest. (Seppe II, S. 448. — Rothert, Soest, S. 198.)

Arnoldus Johannes Essellenius, Plettenbergensis. Jurisprudentiae studiosus, agens annum 14. Nomen professus 5 Octob.

7. Okt.: Franciscus Henricus Gobbels, Hammonensis Marco Guestphalus. L. L. studiosus, 20 annos natus. Nuper ex Classibus Hammonensibus promotus et inscriptus 7 Octob.

16. Okt.: Christian Vogt ab Elspen, eques Westphal., studiosus juris, nomen suum profitetur 16. Octob.

1. Nov.: Casparus Hack, Buchumensis. Annorum 21. Ex Class. Duisb. promotus, nomen professus 1 Novemb.
11. Nov.: Albertus Kallenius, Marca Herdecanus. anno aetatis 17, venit ex Gymnasio Tremoniensi. 11. Novembris.
24. Nov.: Fridericus Guilielmus Ab Heyden, aetatis anno 13, natione Westphalus, die 24 Novemb. Venit Colonia.
1. Dez.: Peter Osmundt von der Marck, Nob. Marco Westphalus, nomen professus est 1 Decembr. Ante annum frequentaverat Illustrem Scholam Herbornensem.

1656.

26. April: Adamus Christophorus Omphalius, Marco Westphalus, aetatis anno 18, ex Prima 7mo Aprilis promotus. Inscriptus 26 Aprilis.
4. Mai: Franciscus Neuhaus, Hammona Westphalus, aetatis 21, accessi ex schola Hammonensi anno 1654, 4 Maji nomen professus.
13. Mai: Gerhardus Engelingh, Steinfurtho-Westphalus, anno aetatis 18. promotus ex schola illustri Arnoldino Steinfurthensi. Ab eo tempore partim Groningae, part. Steinfurti Philos. ac Theol. incubuit. Anno 1656 13 Maji nomen suum in studiosorum album retulit.
Satte seit 1654 in Groningen studiert, wurde 1660 Pastor in Wassenberg, Sückelhoven und Löwenich (v. Recklinghausen, Reformationsgesch. I, S. 195).
3. Juli: Johannes Arnoldus zur Mühlhen, Warendorffiensis Westph. Anno aetatis 18. Anno 1656 die 3 Julii. Venit ex Acad. Marpurg., ubi per biennium Philosoph. incubuit et Jurisprudentiam incepit.
11. Sept.: Gisebertus Hermannus Ripperda, Westphalus. Aet. 18. 11 Sept. Frequentavit Classes Duisburgenses et quamvis non fuerit promotus ad lectiones publicas tamen consensu D.D. Rectoris et Conrectoris dimissus, quod ad studia literarum minus aptus deprehenderetur, inscriptus vero est in Album studiosorum propter exercitia Academica, quibus apud nos operam dare coepit, cujusmodi sunt Mathematica, linguarum Exoticarum et similia.

14. Sept.: Johannes Walgart, Hammonensis, aetatis decimum septimum annum agens. 14. Septemb. Venit e Schola Hammonensi testimonio Rectoris ornatus.
21. Sept.: Caspar vom Herde, 24 annorum, Marco Westph. Colonia huc veniens nomen professus 21 Septembris.
26. Sept.: Casparus Wernerus Nies, Tremonianus. Aetatis 19. Accessit 26 Sept. Anno 1656, e Schola Tremon.
3. Okt.: Wilhelmus Henricus Mylander, Marco Hattneganus, aet. 24 ann. Viennae Austriae iuri studui, deinde Ingolstadium profectus, ibidem continuavi. Nomen professus 3 Octob.

1657.

12. Jan.: Anthonius Grodthausman, Marco Hattneganus, viginti unius anni, 12 Jan. 657. Tremonia accessit.
22. Jan.: Andreas Hartman, Essendiensis. Viginti annorum ex Classibus Tremoniae huc venj 22 Januarij.
26. Okt.: Gerhardus Pfankuch, Tremoniensis. aetat. 17, ex Gymnasio Tremoniano.

1658.

2. Febr.: Ezard Georg Zahn, Unna Westphalus. L.L. studiosus. Ex Academia Marpurgensi. 2 Februarij.
11. Mai: Georgius Bruningius, annorum novendecim, ex Gymnasio Tremoniensi, 11 May.
11. Mai: Gerhardus Meibusch, annorum octodecim, ex Gymnasio Tremoniano. 11. May.
31. Mai: Mauritius Johannes Bertramus à Reck, 15-annorum. Horstenâ Westphalus, ex classibus Duisburgensibus promotus 31 May Anno 1658.
5. Dez.: Fridericus Wilhelmus à Strünckede, annorum 16, venit ad nos Tremoniâ ac nomen professus est 5 Decembris.

1659.

27. Febr.: Hermannus a Gessler, Nienhus. Westphalus. Aetat. 19, venit ex Academia Lugdunensi.
27. Febr.: Meinhardus Loman, Nienhusio Westphalus. Aetatis 20 ann. Lugduno Batavorum veniens.

5. April: Wilhelmus Waßmundt, Westphalus ex Castrop. 18 annos natus, promotus est ad lectiones publicas ex classibus Duisburgensibus, nomen suum professus est 5 aprilis.

Wurde 1665 Pastor in Belbert, 1668 in Kettwig, 1680 in Wellinghoven und Hörde, † 1685 (v. Recklinghausen II, S. 428; III, S. 162. — Sepe II, S. 407; 412).

29. April: Johannes Kremerus, Mareâ-Schwelmensis, 18 annorum, promotus ex classibus Duisburgensibus 29 aprilis nomen suum albo huic inscripsit.

14. Mai: Godefridus Adriani, Unna Westph. 14 Maii nomen suum albo inscripsit.

19. Mai: Johannes Adolphus Strudich, Altenanus, aetatis suae 18. Veniebat ex Gymnasio Tremoniensi 19 Maii.

9. Juni: Arnoldus Rhamackerus, Iserlohnensis Marca-Westph. nomen suum albo studiosorum inseruit. 9 Jan. 1659.

11. Sept.: Henricus Godefridus Kielman, Hattneggâ-Marcanus. Ex Academia Viennensi Austriaca accessit 11 septembris.

18. Nov.: Henricus Zweihaufß, Schwertâ Marco-Guestphalus. Juris studios. e Schola Bremensi accessit et nomen professus 18 Novembris.

1653: Henr. Zweyhausen, Schwertens. Westph. (Bremen.).

24. Nov.: Hermannus Sollingh, Clivo-Guestphalus. Venit e Schola Tremoniensi et examini se subiecit. Nomen professus 24 Novembris.

Sohn von Röttger S. und Katharina Haen in Dinslaken, wurde Advokat daselbst, heiratete 6. März 1674 Anna Elisabeth Pempelfurth, † 29. Sept. 1721 (Gesch. Sölling, S. 35).

1660.

3. Juni: Joannes Sudeck, Warburgensis, ex Episcopatu Paderbornensi, annos 29, novem Pontificius, iam vero triennium et ultra Ecclesiae Reformatae membrum, subque Generoso Domino Generali Alexandro de Spaen Praedicator castrensis, abdicato marte, studiorum Theologicorum et orthodoxiae incrementum capturus,

Duisburgum concessi 15 May anni currentis 1660,
nomen vero meum professus 3 Juny eiusdem anni.

Wurde Rektor in Emmerich.

26. Juni: Johannes Pottgießerus, Tremoniensis. Veniens
ex Classe superiore Tremon. et nomen professus 26. Junii.

25. Sept.: Johannes a Marck, Hammonensis Westph.
Venit ex Ill. Schola Bremensi.

1655: Johs a Marck, Marco Westph. Hammonens.
(Bremen.).

11. Okt.: Franciscus Guilielmus à Reck, promotus ex
classibus Duisburgensib. Inscriptus 11 Octobr.

14. Okt.: Gerhardus Marckgreff, Marcanus. Syndicus
civitatis Werthinensis, nomen professus 14 octobris.

1661.

4. Jan.: Henricus Kabelinus, Vredensis. Ex Minori-
tarum Duisburgensium veniens Coenobio, Reformatorum
religionem amplexus, SS. Theologiae operam daturus.

1662.

21. Mai: Rotgerus Theodorus Morsaeus, Essen-
diensis, aetatis 22.

25. Juli: Arnoldus Jodocus Bernhardinus, Stein-
furtensis Westphalus.

26. Juli: Henricus Georgius De Duden, Bochmensis.
20 Anno: aetatis.

4. Okt.: Gosuinus von Eßbach, Guestphalus.

20. Dez.: Casparus Voshagen, Westph. 25 annorum.

1663.

26. Mai: Theodorus Nieß, Tremon: Westphal.

26. Mai: Frantz Walter Neuhaufß, Hammon. Marco
Westph.

5. Juni: Joannes Ernestus Krebsbach, Trem. Westph.

25. Juli: Philip von Widenbruck, Paderbornâ haere-
ditarius in Natzungen.

7. Sept.: Rutgerus Pont, Essendiensis.

16. Okt.: Matthias Königh, Herbeda Marcanus.

1664.

12. März: Joannes Casparus Francken, Werthinensis.
28. April: Arnoldus von der Burgh, Assindiensis.
7. Mai: Johannes Casparus Esgen, Schwelmensis.
20. Juni: Georgius Fridericus de Kettler, Marco Westphalus.
14. Sept.: Henricus Leimgardt, Essendiensis.
26. Sept.: Johannes Fridericus Ströe, Essendiensis.
4. Okt.: Johannes Georgius Roscamp, Lippiâ Westphalus.
23. Okt.: Wilhelmus Brabeck, Tremoniâ Guestphalus, studiosus juris, aetatis 23, ornatus erat testimonio D. Dresingij. Venit ex Schola Tremoniana.

1665.

13. Jan.: Arnoldus Mallinckrodt, aetatis 19 Annorum. Tremoniensis. SS.LL. studiosus.
März: Johannes Adolphus Lepeler, Essendia Guestphalus, juris studiosus.
9. Mai: Conradus Theodorus Witte, Susatensis Westphal: ex Gymnasio Hammonensi, aetatis 19 ann. Medic. studios. non habuit testimonium promotionis suae ex classib., sed Arnoldus Mallinkrodt commilito ejus testatus est de legitima ejus promotione.
13. Juli: Wernerus Binholdt, Werlensis Dioeceseos Coloniensis.
26. Aug.: Joannes Hermannus Bövingh, Hattnegensis, ex Classibus illic promotus. Anno aetatis 17, post examen admissus est in numerum studiosorum ea lege ut intra 14 dies Testimonium a Rectore suo M. Bertramo Casparo Willstagh afferret. NB. Testimonium non hic monstravit, non fere erat egregium.
31. Aug.: Peter Florentz Burggraff, Bilfeldiâ Westphalus, ex Academia Francofurtensi.
31. Aug.: Johann Henrich de Waden, Bielfeld. Westphalus, ex Academia Francofurthana ad Viadrum.

28. Sept.: Henricus Merker, Schwelmensis Guestphalus, aetat. 21, ex schola Eimbecana.
30. Sept.: Gisbertus Theodorus à Freitag, Marcanus. Aetat. 19. Ex illustri schola Hammonensi.
30. Sept.: Johannes Theodorus a Voß, Marcanus. Aetat. 18. Ex illustri Schola Hammonensi.
Geb. in Dortmund, wurde 1680 Pastor der luth. Gemeinde Solingen, 1718 emeritiert, † 1729. (von Recklinghausen III, S. 31 f., 407.)
30. Sept.: Franciscus à Freitag, Marcanus. Aetat. 16. Ex schola Hammonensi.
3. Okt.: Johannes Friedericus Reinerman, Marcanus. Aetatis 19, ex schola Hammonensi.
3. Okt.: Bernhardus Casparus Reinerman, Marcanus. Aetatis 17. Ex schola Hammonensi.
3. Okt.: Fridericus Otto Waterford, Essendiensis, circiter 25 annorum, ex academia Coloniensi, juris studiosus.
8. Okt.: Johannes Westarp, Susatensis. Ex Academ. Jehnensi. aet. 25.
16. Okt.: Justus Hermannus König, Herbedâ-Westphalus. Ex Academia Colon. aetat. 19.
30. Okt.: Joannes Koell, Durstensis. Ex Academia Coloniensi, aetatis Annorum 18.
-

Freiherr Ludwig von Vincke.

Sein religiöses Denken und soziales Wirken.

Von Pfarrer Stenger in Mengede.

Unter den zahlreichen Verwaltungstalenten, welche nach den Freiheitskriegen sich um den Wiederaufbau Preußens verdient gemacht haben, steht uns Westfalen am nächsten der erste Oberpräsident unserer Heimatprovinz, Freiherr Ludwig von Vincke.

Wie er schon während des Krieges die provisorische Verwaltung geführt hatte, so wurde er nach dem Friedensschlusse von allen Seiten als das einzig mögliche Oberhaupt der aus so verschiedenartigen Gebieten zusammengesetzten Provinz angesehen. Und er hat erreicht, was ihm schon seit seinen jungen Jahren als höchster Lebenszweck vorschwebte: „Mein Vaterland Westfalen soll dereinst das Bild der vollkommensten Einrichtungen abgeben.“ Es ist nun hier nicht der Ort, seine Verwaltungstätigkeit zu schildern, wir beschränken uns vielmehr darauf, ein Bild seines religiösen Denkens und sozialen Wirkens zu geben. Leider ist, abgesehen von kleineren populären Lebensgeschichten des „alten Vincke“, in denen Anekdoten aus seinem Leben, teils wirklich geschene, teils gut erfundene, die größte Rolle spielen, noch keine wissenschaftliche Biographie des großen Mannes erschienen, während sein noch größerer Freund, der Minister von Stein, zwei Biographen schon gefunden hat. Das Leben Vinckes, das E. von Bodelschwingh nach seinen Tagebüchern bearbeitet hat, ist leider ein Torso geblieben, da es nur bis zum Jahre 1816 reicht. Doch bietet es uns für die religiöse Charakterbildung aus seinen gewissenhaft geführten Tagebüchern reichen Stoff.

Die Selbstbiographie ist als Geschichtsquelle, wie Prof. D. Grünmacher in seiner Rektoratsrede über „die Bedeutung der Selbstbiographie für die Geschichte der christlichen Frömmigkeit“ (1925) sagt, von hohem Interesse.

Mag es sich nun um Memoiren oder Tagebücher handeln, mag eine Persönlichkeit mehr ihr äußeres Leben oder ihren inneren

Werdegang schildern, es wird uns in jedem Falle unmittelbar anschaulich, wie ein nicht gewöhnlicher Mensch mit dem eigenen Leben fertig wird.

Wer über sein Leben nachdenkt und sein Erleben beschreibt, wird um so tiefer sein Ich uns erkennen lassen, je ehrlicher er es meint, und so können wir bei Vinckes Tagebüchern stets eine ehrliche Selbstprüfung erkennen.

Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp Freiherr von Vincke wurde am 23. Dezember 1774 in Minden als sechstes unter den zehn Kindern des Domdechanten Ernst von Vincke und der Luise Sophie von Buttler geboren, so daß im Jahre 1924 sein 150. Geburtstag gefeiert werden konnte, wobei seine jüngste Tochter als die einzigüberlebende von 14 Geschwistern noch bei der Feier in Münster zugegen war. Während die Eltern im Winter in Minden lebten, nahmen sie im Sommer ihren Aufenthalt meist auf dem Familiengut Ostenwalde bei Melle in einer von der Natur reich ausgestatteten waldigen Gegend, die schon früh des Knaben Sinn für die Natur weckte, der ihn später zu seinen vielen Reisen zu Fuß und Pferd angetrieben hat. Daß bei der häuslichen Erziehung, bei der die Eltern durch Privatlehrer unterstützt wurden, alles Notwendige geschah, bezeugt der dankbare Sohn seinen Eltern und Lehrern an vielen Stellen seines Tagebuches. Die Mutter erfüllte die höchste Aufgabe der Frauen und Mütter, indem sie durch eigenes Beispiel den Keim einer tiefen Frömmigkeit und eines warmen Mitgefühls für fremde Not in die Herzen ihrer Kinder legte, der, zur schönen Frucht festen und unerschütterlichen Gottvertrauens und echter Nächstenliebe erwachsen, auch unsern Vincke unter allen Wechselfällen seines bewegten Lebens bis ans Ende begleitet hat. So ist es nicht zu verwundern, daß der Pastor Lehzen in Hannover, dem der zehnjährige Knabe zur Erlernung der englischen Sprache in Pension gegeben war, ihn rühmt als ein gutes, wegen seines Geistes und Herzens liebenswürdiges Kind. Seine wissenschaftliche Allgemeinbildung erhielt er vom 15. bis 18. Lebensjahre auf dem Pädagogium der Franckeschen Stiftungen in Halle, das unter dem Kanzler Niemeyer in hohem Ansehen stand, und dem besonders auch die Söhne des Adels zugeführt wurden, z. B. Bodelschwingh und Bassewitz. Die dortige Sitte, daß die Schüler ein Tagebuch führten, hat er sich angeeignet, wie

er sagt, nicht der Lehrer wegen, sondern einzig und allein für sich selbst, und zeitlebens beibehalten. Schon hier hatte er den Vorsatz, anderen Menschen nützlich zu sein, den er durch Gewährung von Vorschüssen an seine Mitschüler ausführte, aber nur, wenn er sie in ihren Verlegenheiten aufrichtig fand. Bei seinem Abgang wird sein gutes Betragen, sein musterhafter Fleiß, seine Offenheit und sein zartes Gefühl für alles, was gut und groß ist, gerühmt und ihm die erste Stelle unter allen Zöglingen zuerkannt. Auch das Hallische Waisenhaus, das eigenste Werk des glaubensstarken Pietismus, war unter dem Urenkel Franckes in die Bahnen der Aufklärung geleitet worden. Während Vincke also in Halle unter dem Einfluß des damals herrschenden Rationalismus stand, versetzte ihn sein Aufenthalt in Marburg, wo er Jura und Kameralia studieren wollte, und im Hause des Professors und Hofrats Johann Heinrich Jung genannt Stilling wohnte, in eine ganz andere Welt. Jung-Stilling, wie dieser gewöhnlich genannt wird, 1740 in dem Dörfchen Grund bei Hilchenbach, im damaligen Fürstentum Nassau-Siegen, geboren, aufgewachsen unter den „Stillen im Lande“, die sich in der dürren rationalistischen Zeit an der Bibel und den alten guten Erbauungsbüchern nährten, hatte ein wechselvolles Leben geführt, bald in Schneiderwerkstätten, bald in Hauslehrerstellen sein Brot suchend, bis es ihm in seinem 28. Lebensjahre gelang, in Straßburg Medizin zu studieren. Dort machte er die Bekanntschaft Goethes, der, wie Vilmar in seiner Literaturgeschichte sagt, ihm die Hand geführt hat bei seiner Selbstbiographie, besonders bei dem ersten und vollendetsten Teile von seiner Jugend und Wanderschaft, „in dem eine Wahrheit und Tiefe der Empfindung und christlichen Erfahrung zu finden ist, wie kaum in einem anderen Werke unserer Literatur“.

Nachdem er kurze Zeit in Elberfeld Arzt gewesen und durch seine zahlreichen Staroperationen berühmt geworden war, folgte er einem Ruf als Professor nach Kaiserslautern, dann nach Heidelberg und zuletzt nach Marburg. Zugleich wirkte er als erbaulicher Schriftsteller in einer reichgesegneten Tätigkeit. Er hielt es für seine eigentliche Lebensaufgabe, die Gedankenlosen und Zweifler zum Nachdenken über christliche Fragen, besonders über das Jenseits zu erwecken und eine Gemeinde des Geistes zu sammeln. Sein Haus war der Sammelplatz für viele hervorragende Menschen

der christlichen Welt. Kein Wunder, daß der tägliche Umgang mit diesem Manne auch für den jungen Vincke nicht nur für die Dauer der Universitätszeit, sondern für sein ganzes Leben von entscheidendem und sehr wohlthätigem Einfluß war. Daß das Verhältnis ein gegenseitiges war, und auch Jung-Stilling schon früh den inneren Wert seines Schüglings erkannte, darüber ist in Stillings Leben ein klares Zeugnis vorhanden, indem er schreibt: „Seit einiger Zeit studierte hier ein junger Kavaliere v. Vincke, er gehörte unter die vortrefflichsten Jünglinge, die jemals in Marburg studiert haben.“ Davon zeugt auch eine lange Reihe von Briefen, die der vielbeschäftigte Mann dem jungen Freunde schrieb. In einem derselben lesen wir: „Daß wir Sie alle unaussprechlich lieb haben, davon sind Sie überzeugt. Für alles das Gute, das Sie bei uns und wir von Ihnen genossen haben, wollen wir uns untereinander nun nicht mehr danken, sondern uns alle durch ferneres Guteswirken, wo wir sind und wo wir hinkommen, dankbar gegen den bezeugen, der der Urheber alles Guten ist.“

Wenn nun auch Jung-Stilling, dieser ausgeprägte Mystiker, mit seinem lebendigen christlichen Glauben und der daraus entspringenden werktätigen Liebe einen nachhaltigen Einfluß auf den jungen Vincke geübt hat, so war doch seine ganze Natur so gesund und praktisch veranlagt, daß er von dem Schwärmerischen, dem jener Gelehrte in seinen Schriften aus der Geisterwelt huldigte, sich stets fern hielt. Oftmals war er Zuhörer solcher Unterhaltungen, besonders, wenn Geistesverwandte in dem Hause verkehrten.

Zu diesen gehörte auch Johann Kaspar Lavater, der bekannte Prediger in Zürich, der ein System der Physiognomik ersann, aber auch durch seine Schweizerlieder und religiöse Poesie bekannt ist. Vor allem war er eine tiefreligiöse Natur und ein feuriger Redner, von dem ein Zeitgenosse bewundernd schreibt: „Er spricht mit erstaunlichem Feuer und einem daherrauschenden Strom der Worte.“ Goethe, der ihm, wie Herder und selbst der Jude Mendelssohn wert und zugetan war, schreibt an ihn: „Es erhebt die Seele, wenn man dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit deinem eigenen hochroten Trank schäumend füllen und den Trank der Begeisterung schlürfen sieht.“ Die Ideen der neuen Zeit vermischten sich in ihm in einzigartiger

Weise mit den stärksten Glaubensgefühlen. Mit Jung-Stilling verband ihn sein Streben, der Welt das Geisterreich zu erschließen, wie er es in seiner berühmtesten Schrift „Ausichten in die Ewigkeit“, einem Seitenstück zu Jung-Stillings „Heimweh und Blicke in die Geisterwelt“ versucht hat.

Im Juli 1793 sah ihn Vincke bei der Rückkehr von Kopenhagen in Jung-Stillings Hause. Wie tiefen Eindruck Lavater auf den Studenten gemacht hat, davon läßt uns sein Tagebuch etwas ahnen: „Habe ich mich je angenehm getäuscht gefunden in irgend einem Manne, von dem ich mir eine Idee machte, ehe ich ihn sah, und habe ich es je empfunden, welsch ein großes, inniges Vergnügen es ist, einen großen Mann bei wirklicher Bekanntschaft weit vortrefflicher zu finden, als man ihn sich vorher dachte, so war dies gewiß heute der Fall. Statt eines pietistischen Kopfhängers, mystischen Schwärmers fand und bewunderte ich einen äußerst scharfen Denker, einen Mann von viel Weltton, von seltener Liebenswürdigkeit, voll Wohlwollen, Nachsicht und Duldung gegen alle Menschen, seine Feinde und heftigen Verfolger nicht ausgeschlossen. Zugleich aber erkannte ich in ihm den strengen, warmen Christen von Geist und Herz, der die Sache des Christentums uns teuer und wert macht, indem er sie mit hohem Enthusiasmus verfißt. In der letzten Beziehung gebe ich zu, daß er zuweilen etwas Schwärmer wird, er bleibt aber immer ein sehr liebenswürdiger Schwärmer, welcher die Grenzen einer vernunftmäßigen Schwärmerei selten verläßt. Unter vernunftmäßiger Schwärmerei verstehe ich aber den hohen Grad von Enthusiasmus, welcher die Handlungen eines Mannes von erhabenem Geist und echtem Seelenfeuer charakterisiert, die Schwärmerei, welche für Lavater nötig war zur Erreichung seines großen Zweckes, ohne welche er so viel, so kräftig nicht würde haben wirken können. In dieser Hinsicht — dünkt mich — läßt sich die fanatische Schwärmerei sehr wohl von einer vernunftmäßigen unterscheiden.“

Als Lavater am folgenden Morgen um 4 Uhr abreisen wollte, stand Vincke um 3 Uhr auf, um noch eine Stunde seinen Umgang zu genießen. So sehr hatte es dieser Mann ihm angetan, daß er in sein Tagebuch schrieb: „Die kurze Bekanntschaft des mir sehr verehrungswürdigen Mannes wird wahrscheinlich in meinem ganzen Denksystem große Veränderungen bewirken und dieses erhält da-

durch vielleicht eine ganz neue Richtung, welche aber, vermag ich noch nicht zu beurteilen, da ich noch nicht alles gehörig überdachte und mit mir vereinigen konnte.“ In dieser Stimmung las er Stillings „Heimweh“, „ein mich äußerst interessierendes Buch“, wie er in seinem Tagebuch sagt, „trefflichen Inhalts und herrlicher Schreibart, ganz der gegenwärtigen Stimmung meiner Seele angemessen; denn nachdem ich nun so lange gezweifelt über die mich am meisten interessierenden Probleme von der Unsterblichkeit der Seele und dem Dasein Gottes, der Willensfreiheit solange vergebens nachgegrübelt habe, ohne darüber von meiner Vernunft Gewißheit erhalten zu können, da ich auch in der hochgepriesenen Kantischen Philosophie vergebens nach Überzeugung gesucht habe, so hielt ich es für das Ratsamste, nun ganz und gar zur Bibel zurückzukehren, ihre Zusicherungen als wahrhaft und göttlich anzunehmen, zu glauben, daß alles so ist, wie sie es uns darlegt, obgleich mir manches unerklärbar bleibt. Denn das ist doch etwas, woran man sich halten kann, ein fester Grund, besser als stolze Sicherheit, die sich doch in Zweifel und Ungewißheit auflöst.“ In diesen Gedanken fand er sich mit seinem gleichgesinnten Freunde Werth zusammen (dem späteren Generalsuperintendenten in Detmold), der auch Lavater sehr verehrte und dem Vincke über seine Erlebnisse Bericht erstattete. Nachklänge dieser Tage finden sich noch öfter in seinem Tagebuch, indem er den Faden jener Gedanken fortspinnet:

„Was ist Schwärmerei überhaupt anders als ein hoher Grad von Empfindung, und wozu bedarf es denn immerdar ganz deutlicher klarer Begriffe, wenn man mit weniger aufgehellten und unbestimmten Begriffen, aber mit warmem, empfindendem Herzen mehr und tätiger wirkt als mit der ganz hellen, vorurteilsfreien Vernunft, aber darüber erkalteten Wärme des Herzens? Die Natur der Dinge bringt es nun einmal mit sich, daß bei der vollkommensten Reinheit und Bestimmtheit der Begriffe, die vorher zum Handeln bestimmte Wärme des Herzens zur unwirksamen Kälte erstirbt. Über dem Geschäft der Purifikation geht wenigstens immer soviel Zeit hin, daß das Herz kalt wird, nun erst lange mit der ruhigen kalten Vernunft ratschlagt, ob es handeln soll, und dann träger und lässiger die Handlung vollbringt, deren Wirkung nun unmöglich noch so erwünscht sein kann. Eine solche Schwärmerei, die vom Fanatismus wesentlich verschieden, ist

besonders der praktischen Religion sehr zuträglich und unentbehrlich, um so unsere Handlungen lebendig werden zu lassen. Schwärmerei versetzt uns immer in eine angenehme Lage und macht uns den Gegenstand teuer und wert, der sie veranlaßt. In der Religion ist sie das Süßeste, das sich denken läßt, und nötig bei den Wahrheiten, die sich nicht durchaus bestimmt ergründen lassen, um sie durch dunkles Ahnen zu unterstützen.“

Aus alledem geht für uns hervor, daß der junge Vincke, wenn er von Schwärmerei redet, das meint, was wir heute Mystik nennen. Es ist ihm schwer geworden, sich von der rationalistischen Begriffswelt zu emanzipieren, aber er steht nun im Zeichen der Mystik, nur daß es ihm bei seiner praktischen Lebensrichtung auch hier auf das sittliche Handeln, das Gutestun ankommt.

Die fromme Sitte seiner Kindheit, sich vor dem Schlafengehen Gottes Gnade zu befehlen, hat der Student stets beibehalten und alles Gemeine, wo es in dem wüsten Studentenleben ihm nahe, mit Unwillen zurückgewiesen. In Marburg hat er regelmäßig den Gottesdienst besucht und sich in seinem Tagebuch nachher über den Hauptinhalt und den Grad der Erbauung Rechenschaft gegeben. Als er dann später in Erlangen studierte, sind es besonders die praktischen Predigten Seilers, die er rühmt wegen ihrer Beziehungen zu einem werktätigen Christentum. Es war ihm ein Bedürfnis, sonntäglich den Gottesdienst zu besuchen, und das freute ihn besonders bei seiner Tätigkeit in Potsdam 1809, daß er sich sonntags an den Predigten von Bischof Eylert und seinem Freunde Natorp erbauen konnte.

Als er 1813 im Exil war, schreibt er am Sonntag, den 6. Juni: „Mit Widerwillen begleitete ich Ernst nach Godesberg. Ich reise so ungern am Sonntag Morgen, und nun gar am ersten Pfingsttage, heute, wo meine Eleonore gewiß in Mengede in der Kirche ist, und ich hätte so gerne mein Gebet mit dem ihrigen vereinigt zur gleichen Stunde, am gleichen Orte. Doch geschah es in meiner Andacht, als wir am Borgebirge etwas zu Fuß gingen und ich mich allein machen konnte, mit warmer Inbrunst.“ Seit 1810 war er mit Eleonore von Syberg vermählt und führte mit ihr ein stilles Leben auf Haus Ickern, von wo er sonntags die Kirche in Mengede besuchte, der er auch einen schönen silbernen Abendmahlskelch geschenkt hat.

In Eleonore von Syberg zum Busch fand er 1810 eine gleichgestimmte Seele, ein edles zum Wohltun bereites Herz mit tiefer Frömmigkeit. Und als sie ihm das erste Kind, seinen Sohn Georg, 1811 bescherte, fließt seine Seele bei dem Rückblick auf das Jahr 1811 über von Dank.

Mit ihr feierte er am 9. März 1812 das Heilige Abendmahl in der Kirche zu Mengede, worüber er schreibt: „Ich erneuerte meine guten Vorsätze, und Gott wird mir helfen, sie auszuführen. Ich stärkte das Vertrauen auf ihn, das allein bei dem Blick in die dunkle Zukunft mir Mut und Fassung geben kann.“

Bei dem Rückblick auf das Jahr 1812 schreibt er am Neujahrstage: „Ich ging zur Kirche in Mengede, wo Pastor Tewaag recht gut redete. Wenn ich das abgelaufene Jahr mir vergegenwärtige, wieviele Veranlassung finde ich darin zum lebhaftesten Danke gegen den Schöpfer für so vieles mir gewordene Gute gegen so geringes Übel. Das allgemeine Leiden der Zeit freilich traf auch uns, aber wir haben es doch noch mit heiler Haut überstanden. — Wir kämpfen zwar noch mit Sorgen und Verlegenheiten, aber sie werden auch stets glücklich gehoben. Wir haben uns äußerst zu beschränken gelernt. Was ich immer wieder beklagen möchte, ist, daß mir so wenig Gelegenheit geworden, für anderer Menschen Glück zu arbeiten, selbst in meiner nächsten Umgebung bot sie sich seltener dar.“

Am seinem 40. Geburtstage ist sein Herz voll Lob und Dank. „Gott schenkte mir ungestörte Gesundheit, und seit der Wiedervereinigung mit meinen Leuersten im häuslichen Kreise reichen Ersatz für viele Mühseligkeit, auch das Wiedersehen aller meiner Geschwister, vieler lieben Freunde, einen ungetrübten, inneren Frieden, am meisten aber die glückliche Wendung der Dinge. Denn das alte Jahr (1814) brachte der Welt Befreiung von einem Ungeheuer, ein Ende des großen Strafgerichts; überall Rückkehr in die alte oder bessere Ordnung, und mir gab es Arbeit in Hülle und Fülle, aber frohen Mut dazu. Auch ward mir für die Arbeitslast viel süßer Lohn in dem Bewußtsein strenger Pflichterfüllung, in der Überzeugung, manches Gute für das Ganze und viele einzelne gewirkt zu haben, auch mancher frohe Dank. Gott sei Ehre für alles Gute, und an ihn richte ich heute mein Gebet, der Welt, dem Vaterlande das fest begründete Wohl zu erhalten,

mir und meinen Lieben Gesundheit, mir Gelegenheit zu fernerer nützlicher Wirksamkeit zu schenken.“

Seinen 42. Geburtstag begeht er mit folgenden Gedanken: „Wiederum ein Jahr meines Lebens dahin — ein mühevoll, sorgenvolles Jahr. Gott schenkte mir Kraft und Mut, bei ungestörter Gesundheit vieles zu leisten, er verlieh mir reiche Entschädigung im häuslichen Leben, wenn schon das Übermaß von Glück diesem nicht werden sollte — ich leistete, was ich konnte, ich blieb im Grundsatz treu der Wahrheit gegen Freund und Feind. Hoffentlich führt mich dieses Jahr wieder nach dem lieben einsamen Ickern, Kräfte zu erhalten und zu sammeln für kommende bessere Zeiten. William Penns Lebensregeln:

1. Tue nichts gegen dein Gewissen;
2. Lege alles, was du vornimmst, auf guten Grund und wähle die rechte Zeit dazu;
3. Laß dich durch Hindernisse nicht außer Fassung bringen; sollen auch die jedes Beamten sein. Gottlob, die meinen sind sie gewesen, und ich habe mich wohl dabei gefunden.“

Auf Grund dieser religiösen und sittlichen Anschauungen suchte er in seiner Verwaltung die Verhältnisse zu bessern. Das zeigt am deutlichsten seine 1809 verfaßte Denkschrift „Über Zweck und Mittel der preussischen Staatsverwaltung“. Wir heben daraus besonders die Organisation des Schul- und Kirchenwesens hervor. „Wie sehr und höchst allgemein es hier nothut, wie groß das Mißverhältnis ist unserer nur eben handwerksmäßig betriebenen Unterrichts-Anstalten der Jugend und Erwachsenen zu unseren gegenwärtigen Bedürfnissen, und das nicht bloß für die äußerst verwahrlosten niederen Stände, sondern auch für die höheren, trotz allem Aufwand von Bildungsanstalten, welche bisher allein für diese zu existieren schienen, dies bedarf wohl keiner näheren Ausführung. Hauptsächlich dürfte erforderlich sein:

a) für den öffentlichen Unterricht die planmäßige hierarchische Ordnung der verschiedenen Schulanstalten usw.

b) die Wiederherstellung der Würde und des Ansehens der Religion: sie ist das einzig zureichende Gegenmittel gegen den hochberauschten Egoismus des Zeitalters. Dem Staat kann es wohl gleichgültig sein, zu welcher Konfession seine Untertanen und seine Beamten sich bekennen, aber er fordere sehr bestimmt und

unabweichlich, daß sie zu einer sich bekennen, und dieses der Tat, nicht bloß dem Namen nach; er dulde keinen, der sich von aller Religiosität losjagt, er beweise in allen Dingen, daß Religion ihm wert ist, er belebe den Sinn dafür und mache mit unerbittlicher Strenge es den Beamten zur Pflicht, diesem mit Beispiel vorzugehen, wie sie bisher das Beispiel der Gleichgültigkeit, Verachtung, Verspottung so häufig abgaben, ungeachtet des erhabenen Beispiels, welches der König selbst und die königliche Familie darin gaben. Ob nicht auch die Religionslehre einer erneuerten, von ihren würdigsten Lehrern verfaßten, vom Staate sanktionierten Glaubensvorschrift bedürfen möchte? Es kann dem Staate doch unmöglich gleichgültig sein, wenn jeder Prediger seine Privatmeinung statt der angenommenen Lehrform willkürlich aufdringt, diese dann mit jedem Lehrerwechsel verändert, die Gemeinde zuletzt in völlige Ungewißheit und Schwanken gerät, nachdem alles zerstört worden, was ihr Religion war. Wenigstens aber bleibt immer notwendig die Verherrlichung der Gottesverehrungen, die Beredlung der kirchlichen Gebräuche, die Erhebung des geistlichen Standes zur Würde und Achtung wirklicher Staatsbeamten, die ökonomische Verbesserung desselben, die Anstrengung desselben zu mehrerer bestimmter Amtstätigkeit, die jetzt so ganz erschlappt, der größere Teil der Prediger allerdings unnütze Knechte, in der eigentlichen Bestimmung, sich der Bildung des Volks, insbesondere durch den alleinigen Religions-Unterricht der Jugend, zu widmen, ganz Null ist. Daher auch strengere Kontrolle derselben mit aller Dummheits- und Schwachheits-Toleranz und Ergänzung der Subjekte, welche aus der verjährten Trägheit und verlogenen Stumpfheit sich nicht mehr zu erheben vermögen, durch bessere, ausgezeichnete Leute, welche im übrigen Deutschland doch noch und wohl eher als in unseren gegenwärtigen Provinzen zu haben sind. Endlich die Wiederherstellung der ganz geschwundenen Kirchenzucht.

c) Die Verbesserung des Schulunterrichts, die Erneuerung der Religiosität werden schon von selbst zur Sittlichkeit zurückführen, indem sie hierin ihren höchsten Zweck erfüllen! Der moralischen Verwirrung und Verwilderung wird ein Einhalt geschehen, der antiegoistische Charakter der Religion wird den Menschen ihren Seelenadel wiedergeben, den herzlose, vernünftelnnde Afteraufklärung ihnen geraubt. Hierauf muß die Sittenverbesserung der niederen

wie der oberen Stände begründet, bei allen Verhältnissen die Sittlichkeit geschont und geehrt werden. — Durch Sittenzwangsgesetze und Anstalten läßt sich wenig oder gar nicht auf Ehrbarkeit, Sparsamkeit, Frugalität, Ordnungsliebe wirken, sie dürfen wenigstens nicht das Heiligtum der Häuser verletzen, aber die Zügelung der öffentlichen Niederlichkeit, die Sorge für äußeren Anstand ist gewiß recht dringend notwendig.“

Wie Vincke die Religion besonders nach ihrer praktischen Wirkung im Leben wertete, so legte er diesen Maßstab auch an die Konfession an, getreu dem Worte der Bergpredigt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Darum fällt er über das Paderborner Land, das „westfälische Irland“, wiederholt scharfe Urteile. Schon bei einer Reise 1793 beschäftigte ihn der unglückliche Zustand des Landes, den er mit den kurzen, treffenden Worten schildert: „Hardehausen — fette Mönche und gutes Bier.“

1794 sieht er bei seiner Wiener Reise den Reichtum und das Leben in den Abteien Ebrach und Banz, worüber er seinem Unmut kräftigen Ausdruck gibt: „70 bis 80 Mönche, welche die Bewohner der ganzen umliegenden Gegend mit ihrem sauern Schweiße feist machen müssen.“

Bei Gelegenheit einer Charakteristik der Provinz schreibt er 1804 über das Paderborner Land: „Daß die Bewohner dieses Landes durchaus katholischen Glaubens sind, wodurch der Geldwert von 34 Arbeitstagen, außer abgesetzten, aber noch viel gefeierten Festtagen, jährlich mehr als in einem protestantischen Lande bei nur etwa 60 Sonn- und Festtagen verloren geht; daß die Paderborner in 7 Klöstern noch ein zahlreiches Mendikantenheer ernähren müssen, welches, wenn nicht den Staatskassen, doch dem Staatsvermögen sehr lästig fällt, und deren baldige Auflösung um so mehr zu wünschen bleibt, als es Zweck ihrer Bestimmung und Bedingung ihrer Existenz ist, die Menschen in Dummheit und Stumpfheit zu halten, und allen wohlthätigen Maßregeln der Regierung in dem undurchdringlichen Geheimnis des Beichtstuhls kräftig entgegenzuwirken, weil sie darin ihre eigene Existenz bedroht sehen; dabei darf man sich nicht wundern, daß die Einwohner in allen Klassen auf einer sehr niedrigen Stufe der intellektuellen und moralischen Kultur stehen.“ Trotz dieser echt protestantischen Anschauung war er doch weit entfernt, eine ein-

seitige konfessionelle Stellung in seiner Verwaltungspraxis einzunehmen, vielmehr drängte er auf eine gerechte, paritätische Behandlung des katholischen Volksteils. Dies spricht er bei der Bildung der Provinzialstände 1816 deutlich aus: „Die große Mehrzahl der Einwohner jenseits der Weser ist der katholischen Konfession zugetan, und darin allerdings ein Hindernis ihrer Aneignung begründet, welches die allersorgsamste Behandlung erfordert. Es ist vor allem dringend, die Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhle fest zu bestimmen (Konkordat?), das Diözesanwesen zu regulieren, den Kultus gehörig zu dotieren und insbesondere auf Bildung tüchtiger Pfarrgeistlichen durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten tätigest Bedacht zu nehmen. In katholischen Ländern wird immer die Gesinnung und Anhänglichkeit der Geistlichkeit die des Volkes bestimmen; ist jene gewonnen, so wird es auch mit dieser wenig schwierig sein und so wird auch erst auf diese durch gute Schulanstalten erfolgreich zu wirken sein. Sehr wünschenswert ferner wird es, daß durchaus kein Unterschied in der Behandlung katholischer und protestantischer Einwohner bemerklich werde: es ist jenseits des Rheins bitter empfunden worden, daß gar kein Präsident, wenige Räte katholischer Konfession angeordnet werden, bei Organisation der Justiz wird dieser Übelstand vermieden werden können, es wäre zu wünschen, daß dazu die katholischen Räte in den alten Provinzen aufgesucht werden möchten. Es ist nicht weniger aufgefallen, daß es gar keinen preußischen Minister, gar keinen Gesandten katholischer Konfession gibt; man hegt sogar die verderbliche Meinung, daß des Königs Majestät den Katholiken persönlich abhold wären! Es ist gewiß sehr zu wünschen, daß auf jede Weise diesem Argwohn und Mißtrauen entgegengearbeitet und irgend brauchbare Männer katholischer Konfession benützt, ausgezeichnete Männer, wie z. B. der Domedchant v. Spiegel in Münster, Domherr v. Kesselstadt in Trier, deren Gesinnungen erprobt sind, ausgezeichnet angestellt werden mögen.“

So duldsam Vincke war und so bereit, Gerechtigkeit walten zu lassen, so mutig trat er doch allen ungerechten Ansprüchen des Klerikalismus entgegen. In diese Notwendigkeit wurde er durch die Verordnung des Münsterschen Generalvikars Klemens August von Droste-Bischoering versetzt, welche allen Theologen des Bistums

verbot, außerhalb Münster zu studieren, womit er den Professor Hermes und den Hermesianismus in Bonn treffen wollte. Vincke erklärte diese Verordnung für nichtig und mußte, weil der geistliche Fanatiker sich nicht fügen wollte, den harten Befehl der Staatsgewalt vollziehen, die theologische Fakultät in Münster zu schließen, die er als treuer Westfale gehegt und gepflegt hatte.

Droste legte infolgedessen sein Amt nieder, um später 1835 wieder eine für den preußischen Staat so verhängnisvolle Rolle zu spielen, der Kultusminister Altenstein schlug auf die empfehlende Denkschrift Schmeddings Droste-Bischering, „diesen Engel des Friedens“, als Nachfolger des milden Erzbischofs Spiegel auf dem Kölner geistlichen Stuhle vor. Vincke, der Droste von seinen früheren Kämpfen her kannte, äußerte schwere Bedenken. Aber der Minister sagte, er habe keinen anderen Kandidaten in Preußen finden können, und setzte sehr zuversichtlich hinzu: „Der Himmel hat es bisher gut gestaltet, und ich hoffe, es soll auch fernerhin gut gehen.“ Wie sehr der Oberpräsident von Westfalen mit seinen Besorgnissen im Recht war, zeigte sich bald, als Droste den Misch-ehenstreit begann und in seinem Widerstand gegen die Staatsgewalt so weit ging, daß er von seinem Amte entfernt wurde. Vincke blieb sich in seinem Charakter stets gleich, gerecht gegen Katholiken wie Protestanten, freimütig gegenüber Maßnahmen von Berlin, die ihm verkehrt erschienen, aber stets das Recht und Wohl des Staates vor Augen, so wurde er von Katholiken wie Protestanten verehrt.

Haben wir bisher das religiöse Denken des Oberpräsidenten v. Vincke kennen gelernt, so wollen wir nun sein soziales Wirken betrachten.

Bei all seinen Reisen suchte er Land und Leute zu studieren und alles zu dem Zweck, der ihm von Jugend an vor schwebte, wie er schon als Schüler von Halle 1791 schreibt: „Denn, teuerster Vater, aufrichtig gesagt, ist nicht sowohl eine sehr ausgebreitete, als eine sehr nützliche, und besonders meinem lieben Vaterlande nützliche Tätigkeit mein lebhafter Wunsch.“ Seine soziale Gesinnung kommt in seinen Tagebüchern immer wieder zum Ausdruck. Als er 1793 hessische Bauern sah, die fronen mußten für ihren das Geld aufhäufenden Landesherrn, gibt er seinem Unmut recht kräftigen Ausdruck und empfindet Scham bei dem Anblick der Armen.

„Ich schämte mich, daß ich so unbeschäftigt spazieren ging; ich schämte mich des feinen Tuchs meines Rockes im Vergleich mit jenen, die (im Hartmonat) in Leinwand gehüllt waren; ich schämte mich des guten Mittagmahles, das meiner wartete, während jene ihr Stück trockenes Brot mit Käse schluckten; genug, ich ging beschämt aus diesem Kreise, mit dem ernstern Vorsatz, in meinem künftigen Leben durch die größte Einfachheit in Speise und Kleidung alle meine jetzigen unverschuldeten Sünden wieder abzubüßen, und, was ich auf solche Weise ersparte, zur Förderung des Wohls meiner Mitbrüder zu verwenden.“

Sein Mitgefühl wurde besonders tief erregt, als er 1792 vom Lazarett der kranken hessischen Soldaten hörte, wo grenzenloses Elend herrschte. „179 Kranke auf Stroh gelagert, unbedeckt, 20 bis 30 aus einer Medizinpulle getränkt, und das sei der einzige Aufwand dieses sogenannten Landesvaters für seine, durch seine Schuld erkrankten Kinder, Wasser und Brot ihre kümmerliche Nahrung. Denn es soll durchaus nichts kosten, lieber ein Mensch umkommen, als ein Gulden aus des reichen Fürsten Kasse.“ „O,“ ruft er aus, „der abscheulichen Härte und Unmenschlichkeit!“ Wohin sein Weg ihn führt, besucht er Wohlthätigkeitsanstalten. Als er 1793 nach Würzburg kommt, fesselt das Julius-Hospital seine Aufmerksamkeit, aber er ist von dem, was er sieht, nicht befriedigt, weil für das viele Geld zu wenig geleistet und die Faulheit befördert wird. Das folgende Jahr 1794 führt ihn nach Wien, wo er das große Josephinische Bürgerhospital und das Irrenhaus besichtigt, welches sich vor dem Irrenhause der Berliner Charité vorteilhaft auszeichnete. „Ich betrat,“ heißt es, „dieses Gebäude nicht ohne Schauder; aber wie angenehm fand ich mich getäuscht durch die treffliche Einrichtung. Es war ein selbiges Gefühl für mich, zu sehen, wie der leidenden Menschheit hier so zweckmäßig geholfen wird; wie man hier darauf bedacht ist, nicht nur die menschliche Gesellschaft vor der Wut dieser allerunglücklichsten Menschen zu bewahren, sondern auch sie ihr als nützliche Mitglieder zurückzugeben, sie aus Tieren zu Menschen zu machen.“ Auch andere Wohlthätigkeitsanstalten werden mit gleichem Interesse besichtigt. „Denn,“ so sagt sein Tagebuch, „Armen-, Kranken- und Schulanstalten, auch Zuchthäuser, gehören für mich auf meinen Reisen zu den allerwichtigsten Gegenständen, denn daran fehlt es

noch in so vielen Orten, und durch wohleingerichtete Anstalten dieser Art kann man seinen Mitmenschen besonders deshalb sehr nützlich werden, weil sich so wenige darum bekümmern, es ihres Interesses für unwürdig halten, weil sie selbst keinen unmittelbaren Vorteil für sich daraus absehen oder auch die unangenehmen Eindrücke scheuen, welche doch immer damit verknüpft sind; aber wem die Beglückung seiner Mitmenschen am Herzen liegt, der muß auch gern und willig den Schmerzszenen sein Auge und Ohr nicht verschließen.“

Wieder zeigt sich sein soziales Empfinden in kirchlicher Beziehung, wenn er über die Konfirmation seiner jüngsten Schwester in Buer seiner Freude Ausdruck gibt über die Tatsache, daß sie nicht allein, sondern mit den andern Kindern zugleich konfirmiert wurde.

Entsetzen erweckt in ihm der Anblick der Arbeiterwohnungen bei den Webereien in Zinna 1795. „Man kann sich nicht leicht eine Vorstellung von dem Elend machen, das in den Wohnungen herrscht. Betten sind eine Seltenheit, der feuchte Boden dient als Lagerstätte und wenige Lumpen decken die Blöße.“

Durch alle diese Vorbereitungen war Bincke wohl disponiert für das Dezernat für Gefangenen-Wohltätigkeitsanstalten und Armensachen, das er 1799 bei der Kammer erhielt.

Dies führte ihn zu dem Plane der Errichtung eines Landarmenhauses für Westfalen, nach dem Vorbild desjenigen zu Halberstadt. Er verfolgte diesen Plan mit großem Eifer und hatte dafür zunächst das sog. Fraterhaus in Herford im Auge. Doch der Krieg stellte sich der Ausführung entgegen und erst nach 20 Jahren war es ihm vergönnt, eine solche Anstalt in erweitertem Umfang zur Ausführung zu bringen. 1800 verweilte er in Hamburg auf der Reise nach England mehrere Tage, um die dortigen Wohltätigkeitsanstalten kennen zu lernen. In England wollten ihm die Kirchen-, Schul- und Armen-Einrichtungen im allgemeinen nicht gefallen. Um so mehr bewunderte er das prachtvollste Gefängnis in Chester, das er je gesehen, ausgeführt nach dem neuesten Prinzip — die Beamten und die Ökonomie im Mittelpunkt und die Gefängnisse im Halbkreis herum, so daß die Beamten alle Gefangenen von einem Punkte aus stets übersehen können. Dies Gefängnis ist ein Palast, der 70 000 Pfd. kostet.

Seitdem beschäftigte ihn der Plan des Zuchthauses in Herford, das mit dem Landarmenhanse und einer Irrenanstalt in Verbindung kommen sollte.

1804 richtet er die Bitte an den König, Marienfeld (ein Kloster im Bistum Münster) mit 10000 Taler Fonds zur Irrenanstalt für Westfalen zu schenken. Er sagt dabei: „Eine große Arbeit ziehe ich mir dadurch zu. Aber wie trefflich wird sie mir gelohnt durch das Vergnügen, etwas zum Wohle der unglücklichsten Menschenklasse beizutragen, und wenn dadurch auch nur einer den Gebrauch seiner Vernunft wiedererhielte.“

Im weiteren folgen wir der Festschrift „Die Selbstverwaltung Westfalens 1909“. Freiherr v. Stein beauftragte schon 1803 den damaligen Landrat von Minden, Freiherrn v. Vincke, „weil er die zur Milderung des Elends bestimmten Anstalten zum Gegenstand seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit auf seinen Reisen gemacht habe“, einen Plan zur Errichtung eines Irrenhauses zu entwerfen, während der Medizinalrat Dr. Borges in Münster den „medizinischen Plan zur Verpflegung der Kranken“ beibringen sollte. Die Zählung der Geisteskranken hatte 677 ergeben. Der Krieg führte aber eine Stockung in den begonnenen Arbeiten herbei, und es wurde 1812 bestimmt, daß das Gebäude des aufgehobenen Kapuzinerklosters zu Niedermarsberg zu einer Irrenanstalt eingerichtet werde.

Auch der Taubstummen nahm sich Vincke an. Das warme tatkräftige Interesse, das er allen sozialen Bestrebungen entgegenbrachte, zeigte sich darin, daß er zunächst die Zahl der Taubstummen feststellte. Es waren etwa 500 von jedem Alter und Geschlecht, darunter eine große Zahl Kinder. Nachdem so das Bedürfnis für die Gründung einer Bildungsanstalt für diese Armen offenbar geworden war, ruhte er nicht eher, als bis er das Ziel erreicht hatte.

1821 wurde die erste Taubstummenanstalt in dem nicht mehr benutzten Klostergebäude zu Kentrop bei Hamm eröffnet, aber schon 1822 nach Münster verlegt. 1831 wurden daraus zwei Anstalten, eine katholische in Büren und eine evangelische in Soest.

Ganz besonderes Interesse brachte der Oberpräsident v. Vincke der Fürsorge für die Blinden entgegen.

Er erwirkte der von Dr. Schmidt und Fräulein v. Mallinkrodt zu Paderborn 1842 gegründeten kleinen Privatblindenanstalt

im alten Kapuzinerkloster zu Paderborn eine Unterstützung, und seiner Fürsprache war es auch zu verdanken, daß der Anstalt das alte Archibgebäude zum Geschenk gemacht wurde. Binckes Absicht ging dahin, aus dem jungen Unternehmen ein großes Provinzialinstitut zu machen, und er war auf dem besten Wege, diese Absicht durchzuführen, als ihn am 2. Dezember 1844 der Tod ereilte. Der Gedanke lag nahe, die letzten Pläne Binckes nach seinem Tode zur Ausführung zu bringen und ihm damit ein unvergängliches Denkmal in einer nach ihm benannten großen Blindenanstalt zu setzen. Dr. Schmidt und Fräulein v. Mallinkrodt schlugen vor, eine Binckesche Blindenanstalt aus Mitteln der Provinz zu schaffen und das Institut zu trennen in eine katholische Abteilung zu Paderborn und eine evangelische in Soest. Der Abgeordnete der Ritterchaft von Bodelschwingh nahm diesen Gedanken auf und schlug dem Provinziallandtage vor, zur fortdauernden Erhaltung des Namens und Andenkens des Oberpräsidenten v. Bincke eine Stiftung zum Wohle der Blinden in der Provinz ins Leben zu rufen, die den schönen durch Bincke gewundenen Kranz milder Stiftungen vollenden sollte. Die Errichtung des Blindeninstituts wurde 1845 beschlossen und ein allerhöchstes Gnadengeschenk von 10000 Talern gestiftet zur Errichtung eines Blindeninstituts unter dem Namen „von Binckesches Blinden-Institut“, um, wie es in der Kabinettsorder vom 27. Dez. 1845 heißt, „das Andenken des Mannes zu ehren, der nicht allein um die Provinz, sondern um den Staat überhaupt in besonders aner kennenswerter Weise sich verdient gemacht hat“.

Dem Zusammenwirken Binckes mit dem Dr. Schmidt, der eine Hebammenschule in Paderborn 1830 leitete, hat auch die Provinzial-Entbindungs- und Hebammenlehranstalt in Paderborn ihre Gründung zu danken.

Als der König von Preußen dem Landeshospital in Paderborn das freigewordene Kapuzinerinnenkloster zum Besitz anwies, benutzte der Oberpräsident v. Bincke diese Gelegenheit, dort die Hebammen-Lehranstalt unterzubringen, und nun ging die alte Paderborner Anstalt in die neue größere auf.

Die Anstalt kam bald zu erfreulicher Blüte, die Bincke noch zu erleben vergönnt war. Während nun für die Geisteskranken gesorgt war, ebenso für die Taubstummen und Blinden, auch

arbeitscheue und heimatlose Arme im Provinzialarbeitshause zu Benninghausen ein Unterkommen fanden, fehlte es an einem passenden Asyl für unheilbar körperlich Erkrankte mit abschreckenden Leiden und Fallsüchtige. Um dieser Not abzuhelfen, regte der Oberpräsident v. Vincke 1833 die Einrichtung einer besonderen Anstalt bei dem Westfälischen Provinziallandtage an. Als nun durch die Aufhebung der Niederlassung der Franziskaner das Klostergebäude in Geseke 1834 verfügbar wurde, fand dort 1841 die Errichtung einer Pflegeanstalt statt, in der 120 Pfleglinge Aufnahme fanden und zwar im unteren Stockwerk die Männer, im oberen die Frauen, woraus dann später ein Landarmen- und Krankenhaus wurde. Überschaun wir dieses an sozialem Wirken reiche Leben, so können wir es nicht besser zusammenfassen, als in die charakteristischen wenigen Worte, die auf seiner Ruhestätte im Haine seines Gutes „Haus Busch“ zu lesen sind:

Pro aliis vixit.

Bücherschau.

Leich, R., Pfarrer in Harpen: **Glückauf**. Ein Heimatbuch für Bergleute. Witten a. R., Evang. Preßverband.

Das ist ein treffliches und sehr empfehlenswertes Buch, das aus Geologie und Geschichte, aus uralter und neuer schriftlicher wie mündlicher Überlieferung schöpfend über des Bergmanns Arbeit, Gefahren, Frömmigkeit, Sagenwelt und Tracht eine Fülle von Stoff bringt, aber zugleich einen poetischen Schein der Verklärung breitet, der den Leser nie ermüden läßt. Es ist ein hoher Genuß, in Leben und Denken eines so bedeutjamen Bruchtheils unsrer märkischen Bevölkerung zu sehen, wie es unsre Bergleute sind. Möchte das Buch dazu dienen, die gute alte Tradition unter den Bergleuten zu stärken, aber auch weithin die Sympathie für sie zu wecken. Vergessen wir doch nicht, daß auch Luther ein Bergmannssohn war. Den Schluß macht ein erbaulicher Artikel: „Brennende Lampen“. Voran aber steht der Bergmannspruch:

Schlegel und Eisen unsrer Wappen!

„Glückauf“ unsrer Gruß!

„Durch Nacht zum Ziel“ unsrer Ziel!

D. Rothert.

Bußmann, Ernst, Dr.: **Evangelisches Kirchenwesen in Recklinghausen und im Vest**. (Schluß.)

Das I. Bändchen dieser Geschichte der evangelischen Gemeinden in Recklinghausen haben wir im vorigen Jahrbuch besprochen. Jetzt ist das II. Bändchen — wiederum in der Vestischen Zeitschrift — erschienen. Und nun eröffnet sich ein Blick auf das wunderbare Anwachsen dieses Kirchenwesens, das alle Erwartungen bei weitem übertrifft. Im Jahre 1802 läßt der erste Evangelische auf vestischem Boden sich nieder. Der damalige Statthalter, Graf von Nesselrode, gibt zwar seine Erlaubnis dazu, schreibt aber: „Ich fürchte, daß die Aufnahme einer protestantischen Familie ins hiesige Land nicht überall Beifall finden wird.“ Im Jahre 1922 ist aus diesem Anfange eine ganze Kreissynode erwachsen mit fast 170 000 Seelen

in 22 Gemeinden mit 40 ordentlichen Pfarrstellen. In fast sämtlichen Gemeinden bestehen alle Arten von kirchlichen Vereinen, Kleinkinderschulen und Gemeindehäusern neben den Kirchen und Pfarrhäusern. Gemeindeglieder und Diakonissen stehen den Geistlichen zur Seite, und überall steht das Gemeindeleben in fröhlicher Blüte. Ein Drittel der Gesamtbevölkerung des Kreises ist evangelisch und ein Fünftel der Stadtgemeinde Recklinghausens.

Das ist eine Folge vor allem der treuen Arbeit, die hier geschehen ist, aber auch des günstigen Bodens, den sie hier fand, nämlich des Eindringens der Industrie. Wer sich einen Eindruck davon verschaffen will, wie die kirchliche Arbeit die Aufgaben, die ihr die Industrie stellte, gelöst hat, der lese das Schriftchen. Er wird Stärkung des Glaubens und der Hoffnung davon haben.

Es sei hier auch auf die vorzügliche **Geschichte der evang. Gemeinde Bottrop** von Friedr. Meyer, Pfarrer und Sup. a. D., hingewiesen, die 1925 in 2. Auflage erschien und ebenso wie die oben genannte Schrift aus den Quellen geschöpft ist, also urkundliches, zuverlässiges Material bietet. Viele gute Illustrationen vermehren den überaus hohen Wert des Werkchens.
D. Rothert.

Schloemann, Friedrich: Der Fienenpastor von Herdecke. Schwerin 1925, Verlag von Friedr. Bahn.

Der sog. „Fienenpastor“ ist der Schuhmacher Heinr. Rahlenbeck in Herdecke. Er lebte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts († 1864) und ist einer der Träger der Erweckung in der Grafschaft Mark. Der Pfarrer Rahlenbeck in Unna hat im 23. Jahrbuch des Vereins für Kirchengeschichte (1921. S. 27 ff.) über ihn Bericht erstattet. Jetzt hat Fr. Schloemann die Erinnerungen an ihn, die er zumeist wohl aus mündlichen Erzählungen des bekannten Joh. Kaspar Bröcking in Bewelsberg hat, zusammengefaßt und herausgegeben. Man muß ihm für diesen Beitrag zur kirchlichen Entwicklung in unserm Lande dankbar sein. Ist er doch eine deutliche Widerlegung jenes Spottworts: Ein Märker bekehrt sich überhaupt nicht, aber auch ein Beweis für die Kraft und Selbständigkeit des Laienchristentums — um dieses Wort einmal zu gebrauchen — wie es sich bei uns von den Vätern her findet. Es war einst der gewohnte Vorwurf des Rationalismus gegen den neuerwachenden „Pietismus“, daß er nichts als ein Schwelgen in Gefühlen sei. Dieser Vorwurf knüpfte an die Forderung der Erweckung an, die auch ein Schleiermacher vertrat, daß der Glaube ein innerliches Erleben sein müsse, und er übersah völlig, daß die Erweckung zum Ernst christlichen Wandels wie zu einer Belebung christlicher Liebestätigkeit in Innerer wie Äußerer Mission führte, wie sie bis dahin unerhört war.

Auch aus dem Buche Schloemanns geht dieser Charakter der Erweckung hervor. Es zeigt, wie eine ganze Gemeinde lebendig wird, wenn sie einen lebendigen Kern enthält. Freilich darf sich ihm gegenüber die Frage erheben: stehen wir in ihm überall auf geschichtlich sicherem Boden? Der Verfasser glaubt es. Auch gibt er gelegentlich rein geschichtliche Überblicke, wie über das Leben Nicolais in Herdecke (S. 52 f.), Auszüge aus Warnecks Abriss der Missionsgeschichte (S. 115 f.) u. a. Doch schreibt er nicht als Historiker: er malt einzelne Bilder vor das Auge des Lesers, gibt Gespräche seines Helden wieder, in denen sich dessen überlegene Intelligenz wie seine, im besten Sinne, seelsorgerliche Liebe erweist. Er wehrt dadurch alle Monotonie ab und gibt seinem Buch unleugbaren Reiz, der dadurch vermehrt wird, daß er oft die niederdeutsche Form der Redewendungen seines Helden bewahrt. Man merkt daran, daß er aus der mündlichen Überlieferung schöpft, die, so treu sie im großen und ganzen sein mag, im einzelnen umbildet und auf die Zeitfolge nicht Rücksicht nimmt.
D. Rothert.